



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Das Land in der Stadt

Eine Untersuchung zur sozialen Repräsentation von Ländlichkeit

Verfasserin

Magdalena Hubauer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Mag.rer.soc.oec.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Soziologie (rechts-, sozial und wirtschaftswissenschaftlicher Zweig)

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht

Ich danke,

Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht für die Zeit, die er der Betreuung dieser Arbeit gewidmet hat,

meinen ProbandInnen für ihre Bereitschaft an der Untersuchung teilzunehmen, für ihren Zeitaufwand und für ihre schönen Bilder,

meiner Mama für ihr offenes Ohr und ihre Unterstützung in jeglicher Form,

meinen Freunden für ihre Hilfe, ihre guten Ratschläge und ihre vielen Ablenkungsversuche, die mir die letzten Monate wesentlich erleichterten.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	7
1. Einleitung	9
1.1. Forschungsfragen	10
1.2. Gliederung der Arbeit	11
2. Theoretische Einbettung	13
2.1. Raum	13
2.1.1. Absolutistische und relativistische Raumvorstellungen	15
2.1.2. Henri Lefebvre und die Produktion des Raumes	15
2.1.2.1. Die räumliche Praxis (spatial practice)	17
2.1.2.2. Die Repräsentationen von Raum (representations of space)	18
2.1.2.3. Die Räume der Repräsentationen (lived space)	18
2.2. Soziale Repräsentationen	20
2.2.1. Verankerung	21
2.2.2. Objektivierung	22
3. Stadt und Land	24
3.1. Historische Entwicklung	25
3.2. Stadt und Land in der Theorie	26
3.2.1. Stadt und Land als zwei Formen der Vergesellschaftung	28
3.2.2. Stadt und Land als Zentrum und Peripherie	32
3.2.3. Stadt und Land und die „kulturelle Wende“	33
Zwischenbetrachtung	35
4. Ländlichkeit	36
4.1. Deskriptive Definitionen	37
4.2. Soziokulturelle Definitionen	39
4.3. Pluralistische Zugänge zu Ländlichkeit	42
Zwischenbetrachtung	44
5. Die Dreidimensionalität von ländlichem Raum	45
6. Repräsentationen von Ländlichkeit	47
6.1. The rural idyll	48
6.2. The rural dull	50
6.4. Zwischenbetrachtung	52

7. Methodische Herangehensweise	53
7.1. Die Fotobefragung	53
7.2. Die Auswahl des Untersuchungsortes	56
7.3. Die Auswahl der ProbandInnen	58
7.4. Die Interview-Situation	58
7.5. Die Auswertung der Interviews	60
7.6. Methodenkritik	61
8. Ergebnisse der qualitativen Analyse.....	62
8.1. Dimensionen von Ländlichkeit.....	62
8.1.1. Räumliche Dimension.....	64
8.1.1.1. Weite.....	64
8.1.1.2. Draußen	65
8.1.1.3. Natur.....	66
8.1.1.4. Erholungsraum	68
8.1.1.5. Dorf	69
8.1.1.6. Räumliche Nähe von Wohn- und Arbeitsort	70
8.1.2. Zeitliche Dimension.....	73
8.1.2.1. Vergangenheit.....	73
8.1.2.2. Kindheit.....	73
8.1.2.3. Freie Zeit	75
8.1.2.4. Zeitliche Strukturen.....	77
8.1.2.5. Langsamkeit vs. Schnelligkeit	81
8.1.3. Soziale Dimension	84
8.1.3.1. Soziale Gruppen	84
8.1.3.2. Soziale Zuschreibungen	87
8.1.3.3. Soziale Beziehungen	87
8.1.3.4. Soziale Normen.....	93
8.1.3.4. Lebensstile.....	96
8.1.3.5. Raumnutzung	98
8.1.4. Ökonomische Dimension.....	102
8.1.4.1. Produktionsform.....	102
8.1.4.2. Unternehmensstruktur	103

8.1.4.3. Direktvermarktung	105
8.1.5. Kulturelle Dimension	108
8.1.5.1. Religion	108
8.1.5.2. Tradition	111
8.1.5.3. Essen und Trinken	111
8.1.5.4. Sprache	115
8.1.5.5. Stil und Mode	116
8.1.5.6. Heimat	120
9. Conclusio: Zur Ländlichkeit im urbanen Raum	121
10. Literaturverzeichnis	127
11. Verzeichnis sonstiger Quellen.....	135
12. Anhang.....	136
12.1. Interviewleitfaden und Kurzfragebogen	136
12.2. Bezeichnung der Datenquellen	137
12.3. Fotografien.....	138
12.4. Abstract	150
12.5. Curriculum Vitae.....	153

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Deskriptive Merkmale ländlicher Räume	37
Abb. 2: Ländlicher Raum.....	48
Abb. 3: Wien – dicht verbaut.....	59
Abb. 4: Räumliche Dimensionen von Ländlichkeit.....	65
Abb. 5: Zeitliche Dimensionen von Ländlichkeit.....	74
Abb. 6: Soziale Dimensionen von Ländlichkeit.....	85
Abb. 7: Ökonomische Dimensionen von Ländlichkeit.....	103
Abb. 8: Kulturelle Dimensionen von Ländlichkeit.....	109

1. Einleitung

Nach Daten der UNFPA¹ lebten im Jahre 2008 zum ersten Mal mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten. Der andere, kleinere Teil, lebt demnach am Land. Diese statistische Definition wird spätestens dann kritisierbar, wenn man bedenkt, dass zwischen Stadt und Land ein reger Austausch herrscht. Menschen wohnen am Land und arbeiten in der Stadt, andere wohnen in der Stadt und machen Urlaub am Land – oder umgekehrt. Ähnlich verhält es sich mit den Zuschreibungen städtisch und ländlich, so ist es beispielsweise möglich ein Innenstadt-Loft im Landhausstil zu finden oder den „urban chic“ in einem Waldviertler Bauernhaus.

Während Ländlichkeit lange etwas stiefmütterlich behandelt wurde (vgl. Cloke 2005: xi), werden und wurden städtische Lebens-, Verhaltens- und Wirtschaftsweisen – kurz Urbanität – wissenschaftlich viel untersucht und diskutiert (vgl. Bähr 2008; Dirksmeier 2009). Urbanität meint demnach nicht nur die Anhäufung von Industrie und Massen, sondern geht über Begriffe wie Fremdheit und Individualisierung (vgl. Dirksmeier 2009: 43, 58) hinaus und nimmt mittlerweile häufig beinahe popkulturell anmutende Definitionen an, beschreibt also etwa Bereiche aus Kunst, Musik, Lifestyle (urbaner/städtischer Lebensstil, urbane Kunst, urban chic, usw.). Die Begriffe städtisch und urban haben sich also gewandelt. Sie bezeichnen heute viele kulturelle, soziale oder wirtschaftliche Aspekte, die ebenfalls mit dem Begriff der Globalisierung in Zusammenhang gebracht werden können.

Gleichzeitig liegt die Vermutung nahe, dass sich im Zuge dessen auch der lange konträr verwendete Begriff der Ländlichkeit verändert hat. Vor diesem Kontext stellt sich die Frage, wie lange das Begriffsgegensatzpaar Stadt und Land noch haltbar ist und ob sich ihre Bedeutung verändern wird, bzw. dies bereits getan hat. Ist der Begriff Stadt wirklich nur mehr den Großstädten der Welt vorbehalten, wenn ihn doch die Globalisierung längst über ihre Grenzen hinaus trägt? Und ist das Ländliche nur dort wirklich, wo sich gemäß Kindermärchen Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen?

Wenn Urbanisierung bedeutet, dass urbane Elemente, seien sie architektonischer Natur,

¹ Vgl. <http://www.unfpa.org/swp/2007/english/introduction.html>

bestimmte Lebensstile oder die Mobilität betreffend, vor den Mauern der großen Städte in kleinen Gemeinden Einzug halten und sich die Grenzen zwischen Stadt und Land aufweichen, in wie weit findet dann das „Ländliche“ den Weg in die Stadt? Was also bedeutet heute Ländlichkeit?

In der wissenschaftlichen Literatur setzt sich mehr und mehr die Auffassung durch, dass es sich bei dem Begriff Ländlichkeit um eine Idee handelt, die viele Definitionen in sich beherbergt (vgl. Cloke 2006; Jones 1995; Halfacree 1995; Pratt 1996).

Vor diesem Hintergrund soll in der vorliegenden Diplomarbeit Ländlichkeit nicht (nur) als geografische Kategorie, sondern als soziale Repräsentation begriffen werden, die nicht eine, sondern viele verschiedene Ländlichkeiten beschreibt. Zu diesem Zweck werden die Bedeutungsdimensionen des Begriffs, die in einer Analyse der Fachliteratur gefunden werden mit den „Laien-Diskursen“ qualitativer Interviews verbunden. Ziel ist dabei, einen möglichst umfangreichen Blick auf Ländlichkeit zu werfen und so verschiedene Realitäten miteinander in Bezug zu setzen. Der zweite Anspruch dieser Untersuchung besteht darin, den hegemonialen, anglo-amerikanischen Forschungskontext zu verlassen, und die Bedeutung von Ländlichkeit in einem österreichischen Kontext zu untersuchen. Da sich die Forschung über Ländlichkeit im Rahmen eines Stadt-Land – Diskurses hierzulande noch in den Kinderschuhen befindet, soll an dieser Stelle ein möglicher Ausgangspunkt für weitere Diskussionen geschaffen werden.

1.1. Forschungsfragen

Im Zuge der Literatur-Recherche, sowie erster Interviews entstand folgende, die Arbeit leitende, Hypothese:

Ländlichkeit ist eine soziale Repräsentation, die über eine räumliche Verortung hinausgeht und verschiedene Dimensionen aufweist.

Diese Hypothese führte in der Folge zu mehreren Fragestellungen:

- Was bedeutet ländlich bzw. Ländlichkeit? D.h. welche Bedeutungsdimensionen nehmen die Begriffe an?
- Wenn der Begriff ländlich nicht nur eine geografische Kategorie beschreibt, kann er dann Aspekte im städtischen Raum beschreiben?
- Wenn ja, in welchen Formen wird Ländlichkeit im städtischen Raum wahrgenommen?
- Welche Bedeutung kommt der Herkunftsprägung zu? D.h. lassen sich Unterschiede zwischen der wahrgenommenen/konstruierten Ländlichkeit von jungen Erwachsenen, die in der Stadt aufgewachsen sind und jener junger Erwachsener, die aus ländlichen Gebieten zugewandert sind, feststellen?

Um diese Forschungsfragen zu bearbeiten, schien ein Ansatz erforderlich, der soziale Interaktion als interpretativen Prozess wahrnimmt und demnach einem qualitativen Paradigma folgt (vgl. Mayring 1999: 2). Es wurde schließlich die Methode der Fotobefragung als am ehesten zur Analyse geeignete Methode ausgewählt. Sie steht zusammen mit den Ergebnissen im Mittelpunkt des empirischen Teils dieser Arbeit. Die Forschungsfragen finden daran anschließend ihre Beantwortung – soweit dies im Rahmen der Untersuchung möglich ist – in einer abschließenden Conclusio. Zusätzlich soll am Ende der Arbeit über die Bedeutung ländlicher Strukturen im urbanen Raum reflektiert werden.

1.2. Gliederung der Arbeit

In Hinblick auf die oben beschriebene Hypothese werden im theoretischen Teil der Arbeit zunächst zwei konzeptuelle Begriffe, die für ihre Bearbeitung unabdingbar sind, beschrieben. Es handelt sich hierbei um die Begriffe „Raum“ und „soziale Repräsentation“. Diese beiden Konzepte stellen sozusagen die theoretische Grundlage für das Verständnis der vorliegenden Arbeit dar. Als erstes wird daher das Raumkonzept Henri Lefebvres behandelt, um zu verdeutlichen, wie Raum - und so auch als ländlich beschriebener Raum - in einem sozialwissenschaftlichen Kontext begriffen werden kann. Darauf folgt eine kurze Darstellung des Konzeptes sozialer Repräsentationen. Es soll vor allem dem Verständnis

der weiteren Analyse und Verwendung des Begriffes Ländlichkeit dienen.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Bilder von Ländlichkeit sowie den Begriff Ländlichkeit selbst zu untersuchen und zu definieren. Es wird dahingehend in Kapitel 3 ein Blick in die wissenschaftliche Literatur geworfen und verschiedene Formen der Beschreibung des Stadt-Land-Gegensatzes dargestellt um zu einer ersten Idee über die Verwendung des Begriffes zu gelangen. In der wissenschaftlichen Debatte lassen sich dabei mehrere Ansätze ausmachen, die die gefundenen Unterschiede zwischen den beiden Siedlungsformen erklären, so wird etwa mit historischen Gegebenheiten oder der unterschiedlichen Form der Vergesellschaftung argumentiert.

In Kapitel 4 werden verschiedene Möglichkeiten der Annäherung an das schwierig zu fassende Konzept Ländlichkeit behandelt. Dabei werden häufig verwendete Definitionsformen des Begriffs gegenübergestellt und miteinander verglichen. Sie unterscheiden sich vor allem in Bezug auf die zur Definition verwendete Dimension von Ländlichkeit. Beispielsweise wird einmal einer räumlichen Dimension und ein andermal einer historischen oder sozialen Dimension der Vorzug gegeben. Es wird herausgearbeitet, welche unterschiedlichen Bilder dieses Ungleichgewicht erzeugt.

Ergänzend wird in Kapitel 5 ein dreidimensionales Modell von Ländlichkeit vorgestellt, das versucht, eine Brücke zwischen der Bedeutung von Ländlichkeit als geografische, als soziale und kulturelle Kategorie und ihren formalen Repräsentationen zu schlagen.

Im Anschluss daran werden gängige Repräsentationen von Ländlichkeit in der Literatur vorgestellt. Nach einem kurzen historischen Überblick wird besonders zwischen den Polen „the rural idyll“ und „the rural dull“ unterschieden. Im Rahmen einer kurzen Analyse der Dimensionen und Konzepte des Begriffes Ländlichkeit soll der theoretische Teil seinen Abschluss finden.

Die in der Erhebung verwendeten Methoden werden in Kapitel 7 beschrieben und gleichzeitig kritisch betrachtet.

Im darauffolgenden Kapitel 8 wird das Hauptaugenmerk auf die empirischen Ergebnisse einer eigenen Studie gelegt. In der Analyse der empirischen Untersuchung werden die Aspekte und Bedeutungsdimensionen des Begriffes Ländlichkeit herausgearbeitet. Dabei wird versucht, möglichst viele Dimensionen zu benennen und dadurch den Begriff neu zu definieren.

Schließlich werden in der Conclusio die wesentlichen Bedeutungsdimensionen des

Begriffs Ländlichkeit zusammengefasst und diskutiert. Unter Rückbezug auf die Ausgangsfragestellungen sollen außerdem die von den InterviewpartnerInnen genannten positiven Aspekte von Ländlichkeit angeführt werden und über die Möglichkeiten ihrer Verbindung mit aktuellen Tendenzen der Stadtgestaltung/Stadtentwicklung und der Veränderungen von städtischen Funktionsweisen reflektiert werden.

2. Theoretische Einbettung

2.1. Raum

(Social) space is a (social) product

Henri Lefebvre 1991: 30

Zum Verständnis der vorliegenden Arbeit ist es zuerst einmal wichtig, den ihr zugrunde liegenden Raumbegriff zu klären. Ebenso wie Ländlichkeit als ein sozial konstruiertes, und nicht nur etwa unter agrarischen Vorzeichen zu verstehendes Konzept ist, ist auch der als ländlich “erkannte” Raum, um den es hier gehen soll, nicht einfach nur ein Behälter, der sich durch die Qualitäten Höhe, Breite und Tiefe ausdrückt, sondern wird als relationaler Raum gedacht. Was damit gemeint ist, bringt Martina Löw wie folgt zum Ausdruck:

„Der Raum ist die Beziehungsstruktur zwischen Körpern, welche ständig in *Bewegung* sind. Das heißt, Raum konstituiert sich auch in der *Zeit*. Raum ist demnach nicht länger der starre Behälter, der unabhängig von den materiellen Verhältnissen existiert, sondern *Raum und Körperwelt sind verwoben*. Der Raum, das heißt die *Anordnung der Körper*, ist abhängig vom *Bezugssystem der Beobachter*“ (Löw 2001: 34, Hervorhebungen im Original).

Die Beschäftigung mit dem Raum hat in der Wissenschaft eine lange Tradition. Er wurde (neben der Dimension Zeit) von Aristoteles als Kategorie eingeführt, um sinnliche Fakten zu benennen und zu klassifizieren. Der damals entstandene Raumbegriff wurde über die Jahrhunderte hinweg von WissenschaftlerInnen verschiedenster Disziplinen erweitert, kritisiert und verändert (vgl. Schmid 2005: 193). Auch die noch relativ junge Soziologie

griff zu Beginn ihrer Beschäftigung mit Raum vor allem auf Theorien aus der Physik und der Philosophie zurück. Nichtsdestotrotz wurde die Kategorie des Raums über lange Zeit eher marginal bearbeitet.

Einen Aufschwung fand das Thema in den 70er Jahren, etwa durch Publikationen wie Henri Lefebvres „La production de l'espace“, infolgedessen eine neuartige Raumkonzeption von Frankreich aus zuerst in die angelsächsische und später die deutschsprachige Soziologie, Sozialgeographie, Kulturwissenschaft und Geschichte Eingang fand (vgl. Löw/Sturm 2005: 32). Aber auch andere TheoretikerInnen beschäftigten sich mit Raum etwa aus einer marxistischen, klassenkonflikttheoretischen oder kapitalakkumulationstheoretischen Perspektive. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen hier Manuel Castells und David Harvey erwähnt werden (vgl. Gottdiener 1985: 91).

Eingebettet in den *cultural turn*, der ebenfalls seit den 70er Jahren eine Veränderung des Blickwinkels der Sozial – und Kulturwissenschaften und den Einbezug der Kultur in den wissenschaftlichen Diskurs forderte, vollzog sich spätestens Anfang der 90er Jahre ein *spatial turn* oder im deutschen Sprachgebrauch eine „topologische Wende“. Dieser *spatial turn* zeichnet sich durch einen ausdrücklichen Einbezug der Kategorie „Raum“ zur Beantwortung von diversen Fragestellungen, die sich mit der Konstitution von Gesellschaft auseinandersetzen, aus.

Eine besondere Rolle spielen dabei auch Machtstrukturen, die als in Räume eingelagert begriffen werden. Sie finden sich in Repräsentationen, Zeichen, in der Architektur, usf. Hier kommt wieder die Verwurzelung des *spatial turn* im *cultural turn* zum Vorschein, der sich in seinen Anfängen vor allem mit Zeichen- und Diskurstheorien auseinander gesetzt hat (vgl. Gebhardt/Reuber/Wokersdorfer 2005: 16ff.). Der *cultural turn* und Machtstrukturen spielen besonders in Hinblick auf die, der vorliegenden Arbeit zugrundeliegenden Fragestellungen eine nicht unwesentliche Rolle. Auf sie wird daher später noch gesondert eingegangen.²

² Siehe Kapitel 3.2.2.

2.1.1. Absolutistische und relativistische Raumvorstellungen

Im Großen und Ganzen entwickelten sich in der soziologischen Raumforschung zwei Grundannahmen zur Bearbeitung und Analyse von Raum: eine absolutistische und eine relativistische Auffassung von Raum (vgl. Löw 2001: 17). Das absolutistische Raumverständnis zeichnet sich dadurch aus, dass ihm ein Dualismus unterstellt wird. Das bedeutet, dass Körper und Raum unabhängig voneinander existieren, dass also das Handeln vom Raum getrennt ist. In dieser Vorstellung ist Raum eine Art Behälter, in dem das Handeln stattfindet, in dem sich also Akteure oder Objekte (Körper) befinden. Diese Auffassung wird daher oft als „Container-“ oder „Behälterraum“ bezeichnet (vgl. Löw 2001: 24; Löw/Sturm 2005: 42).

Demgegenüber steht die in den heutigen Debatten vorherrschende monistisch argumentierende Idee des relativistischen Raumes, der über Lageverhältnisse definiert wird. Raum existiert demzufolge also nicht unabhängig von Körpern, sondern ergibt sich aus ihrer Beziehung zueinander. Das bedeutet auch, dass Raum seine Bedeutung durch das soziale Handeln von Akteuren und der Wahrnehmung dessen, gewinnt. Raum wird also gleichsam produziert und reproduziert. Gesellschaft strukturiert Raum und ebenso strukturiert Raum Gesellschaft. Gesellschaftliche Veränderungen wirken sich in dieser Konzeption also sehr wohl auf den Raum aus (vgl. Löw 2001: 18; Löw/Sturm 2005: 31; Reutlinger/Werlen 2005: 54).

2.1.2 Henri Lefebvre und die Produktion des Raumes

Im Folgenden soll Lefebvres Raumkonzeption vorgestellt werden. Sie wird beispielhaft als *eine* soziologische Auffassung von Raum – wenn auch eine sehr einflussreiche – angeführt und eignet sich für die Bearbeitung der Fragestellungen dieser Diplomarbeit, bzw. für ein Verständnis des der Arbeit zugrunde liegenden Raumkonzeptes. Dass es neben Lefebvre zahlreiche andere TheoretikerInnen gibt, die sich auf verschiedene und ebenfalls sehr interessante Weisen mit Raum auseinandersetzen, soll an dieser Stelle Erwähnung finden. Die Leistung Henri Lefebvres war es, eine Raumtheorie zu schaffen, die nicht einfach nur

Raum beschreibt, sondern die unter Einbezug sozialer Produktionsweisen, bzw. damit gleichzeitig einer Kapitalismuskritik, eine „[...] konsequent räumliche materialistisch-dialektische Gesellschaftstheorie [...]“ (Schmid 2010: 202) darstellt. Zu Beginn unterscheidet er zwei Raumtypen, den natürlichen (physischen) und den sozialen Raum. Ersteren sieht Lefebvre im Verschwinden begriffen. Der natürliche Raum existiert demnach noch als Hintergrundbild in unseren Gedanken und er prägt unsere Erinnerung. Die Natur dient dem Menschen heutzutage vielmehr als Rohmaterial aus dem die Produktivkräfte diverser Gesellschaften ihre spezifischen Räume formen, wodurch der natürliche Raum zusehends zerstört wird (vgl. Lefebvre 1991: 30f.).

Der durch Gesellschaften gestaltete Raum, der nun an die Stelle des natürlichen tritt, bezeichnet Lefebvre als sozialen Raum. Der eingangs zitierte Satz Lefebvres drückt bereits den Grundgedanken seiner Raumtheorie aus. Raum wird von Gesellschaft produziert. Seine Produktion unterscheidet sich demnach je nach Aufbau und Form einer Gesellschaft. Umgekehrt produziert Gesellschaft Raum nicht nur, sondern reproduziert ihn durch das Erkennen und dem richtigen Deuten der ihn formenden Strukturen. Dies impliziert umgekehrt, dass sich ein raumorientierter Zugang sehr wohl dazu eignet, Gesellschaft zu beschreiben (vgl. Lefebvre 1991: 34).

Nach Lefebvres Konzeption lässt sich Raum als Triade von Elementen beschreiben, die sich gegenseitig beeinflussen und ergänzen. Diese konzeptuelle Triade geht von der Überlegung aus, dass räumliche Praxis den Gebrauch des eigenen Körpers - „the use of the body“ (Lefebvre 1991: 40) voraussetzt. Dabei unterscheidet er zwischen:

Perceived: Das sinnliche Erfassen der Umwelt mit den Organen.

Conceived: Die gedankliche Konzeption des eigenen Körpers und seiner Beziehungen zur Umwelt. Diese setzen erlerntes Wissen über Strukturen voraus.

Lived: Beschreibt den Bereich der Symbole, die während der Erfahrung einer Situation, eines Raumes, etc. erkannt werden und gleichzeitig den der Gefühle, die dabei entstehen (vgl. Lefebvre 1991: 40).

Wie auch das Eintreten in eine soziale Situation die *perceived* – *conceived* – *lived* – Triade beansprucht, so erfordert die Beschreibung des Räumlichen ebenfalls diese Dreiheit. Daraus ergibt sich nun eine neue Triade, die sich durch folgende Elemente auszeichnet:

- *Die räumliche Praxis* entspricht der Dimension *perceived* in obiger Unterscheidung
- *Die Repräsentationen von Raum* werden mit dem Aspekt *conceived* in Verbindung gebracht
- *Die Räume der Repräsentationen* drücken das Element *lived* aus

(vgl. Lefebvre 1991: 40).

Diese drei Dimensionen von Raum bei Lefebvre sollen anschließend kurz erläutert werden.

2.1.2.1. Die räumliche Praxis (spatial practice)

Die räumliche Praxis einer Gesellschaft meint die Art und Weise, wie eine bestimmte Gesellschaft Raum gestaltet. Nach Lefebvre produziert und reproduziert die räumliche Praxis einer Gesellschaft den wahrgenommenen Raum. Henri Lefebvre konzentriert sich hierbei besonders auf die kapitalistischen Strukturen der Produktion und Reproduktion des Raumes als Ausdruck der Gesellschaft. Unter die räumliche Praxis fällt aber auch das körperliche Empfinden, also die Wahrnehmung eines Raumes (vgl. Löw 2001: 36f.; Lefebvre 1991: 38).

Christian Schmid (2010: 211) hebt in diesem Zusammenhang den Faktor der Kohäsion hervor, den Produktion und Reproduktion von Raum aufweisen müssen. „Diese Kohäsion verlangt von jedem einzelnen Mitglied einer Gesellschaft eine gewisse räumliche 'Kompetenz' und 'Performanz' [...]“ (Schmid 2010: 211) Unter Kompetenz und Performanz versteht Lefebvre, dass jeder, der Teil einer bestimmten Gesellschaft ist, auch dazu im Stande sein muss, Räume zu deuten. Sieht er/sie also etwa eine Straße, so erkennt er/sie diese auch als Straße und weiß darüber hinaus einen Bürgersteig von einer Autobahn zu unterscheiden. Die räumliche Praxis ist also in dem Wissen der jeweiligen Gesellschaft eingeschrieben und drückt sich u.a. in der Alltagssprache aus (vgl. Schmid 2010: 211).

2.1.2.2. Die Repräsentationen von Raum (representations of space)

Die Repräsentationen von Raum hängen eng mit der räumlichen Praxis zusammen. Lefebvre versteht darunter den konzeptualisierten Raum der PlanerInnen, TechnikerInnen, UrbanistInnen, etc., die den Raum einteilen und kategorisieren (vgl. Lefebvre 1991: 38). Die Repräsentationen von Raum stehen somit in Verbindung mit den Produktionsweisen einer Gesellschaft und setzen ein erlerntes Wissen über die Bedeutung von Zeichen, Symbolen und Beziehungen voraus (vgl. Lefebvre 1991: 33). Sie entstehen durch Sprache und Diskurs, sind also im Wesentlichen die Sichtweisen und Ideen, die die Gesellschaftsmitglieder auf, bzw. von Raum haben. Dazu zählen zum Beispiel Karten und Pläne (vgl. Schmid 2010: 216).

2.1.2.3. Die Räume der Repräsentationen (lived space)

Dieses letzte Element ist gleichzeitig auch das am schwierigsten zu fassende aus Lefebvres Triade. „Representational spaces [...] need obey no rules of consistency or cohesiveness“ schreibt Lefebvre (1991: 41). Die Räume der Repräsentationen sind die Räume der Erinnerungen, komplexer Symbolismen, der Geschichten von Völkern, sowie der individuellen Geschichte eines Einzelnen eines bestimmten Volkes. Sie entstehen durch das direkte (Er-) Leben, durch Assoziationen in Form von Bildern oder Symbolen (vgl. Lefebvre 1991: 41).

Löw/Sturm (2005: 37) schreiben von „[...] Impulsen und Imaginationen, die eine Ahnung vom vorkapitalistischen, nicht homogenisierten und zerstückelten Raum aufscheinen lassen [...]“. Dabei geht es nicht um die kognitive Erkenntnis, sondern mehr um sinnliche Wahrnehmung und körperliches Empfinden (vgl. Löw/Sturm 2005: 37). Lefebvre kritisiert die Haltung vieler AnthropologInnen, EthnologInnen, PsychoanalytikerInnen, aber auch anderen SozialwissenschaftlerInnen, die bevorzugt die Räume der Repräsentationen (Träume, individuelle Geschichten, Vorstellungen), ohne Einbezug der räumlichen Praxis und der Repräsentationen von Raum, untersuchen. Dies sei genauso eindimensional gedacht, wie die Konzentration der PlanerInnen auf die Repräsentationen von Raum. Er plädiert für einen Einbezug aller drei Komponenten von Raum, um zu einem umfassenden Verständnis von Raum, aber vor allem von Gesellschaft zu kommen (vgl. Lefebvre 1991: 41f.).

Die Bedeutung der Wahrnehmung verschiedener Dimensionen von Raum liegt darin, dass diese Vorstellung impliziert, dass es nicht einen sozialen Raum, sondern eine unbestimmbare Vielfalt an sozialen Räumen gibt, die weder klar abgegrenzt, noch genau bestimmbar sind. Diese sozialen Räume überlagern und durchdringen sich und stehen miteinander in Verbindung. Würde man sie isoliert betrachten, blieben sie eine bloße Abstraktion (vgl. Schmid 2010: 215f.). Lefebvre weist ausdrücklich darauf hin, dass die Mitglieder einer Gesellschaft zwar in der Lage sind, ohne Probleme oder große Verwirrung von Raum zu Raum zu wechseln, dass das aber nicht unbedingt heißt, dass diese Räume in sich kohärent sein müssen oder ein logisches Bild ergeben (vgl. Lefebvre 1991: 40).

In der vorliegenden Arbeit wird ein, aus der Fragestellung entspringender, Fokus auf die sogenannten Räume der Repräsentationen gelegt, darüber hinaus soll allerdings nicht vergessen werden, die Repräsentationen von Raum, also den *conceived space* und die räumliche Praxis, den *perceived space*, sinnvoll mit einzubeziehen um zu einem umfassenderen Bild von Ländlichkeit zu gelangen. Lefebvre vernachlässigt in seinen Ausführungen zu Raum den ländlichen Raum. Dies rührt daher, dass er seinen Fokus eher auf die Universalität von Produktion, auf ein kapitalistisches System als solches legt. Darüber hinaus hält er sich zurück, weitere Dualitäten – wie in diesem Fall Stadt-Land zu beschreiben und siedelt die räumlichen Widersprüche und Gegensätze des Kapitalismus daher allesamt in der Stadt an. Dass sein Modell sich trotzdem für die Beschreibung von ländlichem Raum eignet, begründet Halfacree (vgl. 2006: 49) damit, dass das Konzept der Produktion, das kapitalistischen Räumlichkeiten unterliegt, ein universelles ist, d.h. dass es eine allgemeine soziale Praxis ist, die jedoch im Konkreten sehr unterschiedliche Formen annimmt (vgl. Halfacree 2006: 49).

Halfacree ist es schließlich auch, der versucht, Lefebvres Denken über Raum auf ländlichen Raum zu übertragen und so die Forschungen darüber fruchtbarer zu gestalten. Sein ebenfalls dreidimensionales Modell fußt auf Lefebvres Raumvorstellung und wird unter Rückbezug auf das oben vorgestellte Denken Lefebvres in Kapitel 5 ausführlich beschrieben.

2.2. Soziale Repräsentationen

Neben der Raumtheorie Lefebvres soll nun noch eine, für diese Arbeit in mehrerer Hinsicht relevante, Theorie eingeführt werden. Es handelt sich um die Theorie der sozialen Repräsentationen. Sie trägt dabei nicht nur zum Verständnis der empirischen Untersuchung und ihrer Ergebnisse bei, sondern vermittelt vor allem eine grundsätzliche Herangehensweise an das Thema dieser Diplomarbeit.

In dem vorangegangenen Kapitel wurde deutlich, dass Raum mehr als eine Dimension aufweist und dass es nie *die eine* Sichtweise auf Raum und so auch auf Ländlichkeit gibt, sondern dass verschiedene Fragestellungen zu verschiedenen Antworten und verschiedene Menschen (wobei hier nicht nur WissenschaftlerInnen gemeint sind) aufgrund ihrer individuellen Erfahrungen und Situationsdefinitionen unterschiedliche Meinungen und Anschauungsweisen auf ein und dasselbe Thema bzw. ein und denselben Raum haben.

Dieses Phänomen behandelt Serge Moscovici in seinem 1961 erschienen Werk „La Psychanalyse: Son image et son public“ in Anlehnung an die von Durkheim entwickelte Theorie der „kollektiven Repräsentationen“ (vgl. Duveen 2000: 3; Jacob 2004: 5). Er setzt an der alltäglichen Praxis der Produktion von Wissen und des Verstehens an und entwickelt eine Theorie, die diese Prozesse beschreibt. Das Alltagswissen, so meint Moscovici, ebenso wie der Menschenverstand sind historische Schöpfungen, die mit wissenschaftlichen Erkenntnissen (auch diese bezeichnet er als Schöpfungen) oder den Künsten parallel laufen. Dabei ist es von Bedeutung, dass soziale Repräsentationen ihre Verbreitung beeinflussen (vgl. Moscovici 1994: 10). Soziale Repräsentationen beschreibt er dabei als:

„a system of values, ideas and practices with a twofold function: first, to establish an order which will enable individuals to orientate themselves in their material and social world and to master it; and secondly to enable communication to take place among the members of a community by providing them with a code for social exchange and a code for naming and classifying unambiguously the various aspects of their world and their individual and group history“ (Moscovici 1976 zit. nach Duveen 2000: 12).

Zusammengefasst handelt es sich bei sozialen Repräsentationen also um Bilder, Begriffe und Glaubensinhalte, die von einer sozialen Gruppe geteilt werden. Sie werden von allen

Mitgliedern einer bestimmten Gruppe mitproduziert und reproduziert und tragen dazu bei, dass diese Menschen ihre Umwelt deuten und verstehen können (vgl. Moscovici 1994: 10). Gleichzeitig konstituieren sich soziale Gruppen auch über das Teilen bestimmter sozialer Repräsentationen und grenzen sich dabei umgekehrt von anderen Gruppen ab (vgl. Flick 1991: 28). Die Verbindung von Repräsentation und Kommunikation impliziert, dass es sich nicht um eine subjektive Theorie handelt, dass also nicht individuelles Wissen im Vordergrund steht, sondern geteiltes Wissen und dessen Verbreitung und Konstitution durch Kommunikation. Ähnlich soll auch in dieser Arbeit die Exploration der geteilten Bilder von Ländlichkeit von Interesse sein. Es soll gezeigt werden, wie Repräsentationen Raum produzieren und das Denken über ländlichen Raum, über Stadt und Land beeinflussen.

Soziale Repräsentationen werden nach Moscovici über zwei Prozesse generiert. Erstens über die Verankerung und zweitens über die Objektivierung (vgl. Moscovici 2000: 42). Diese sollen anschließend kurz beschrieben werden.

2.2.1. Verankerung

Die Verankerung (*anchoring*) beschreibt den Prozess, den ein Individuum durchläuft, wenn es neue Informationen den vorhandenen Kategorien in Form bestehender sozialer Repräsentationen gegenüberstellt bzw. vergleicht und sie schließlich der Kategorie zuteilt, von der es glaubt, dass sie ihr am meisten entspricht. Während eine neue Idee mit einer bestehenden Kategorie verglichen wird, eignet sie sich Charakteristiken dieser Kategorie an und wird angepasst um der Kategorie zu entsprechen. Es geht also darum eine gewisse Kohärenz zwischen dem Unbekannten und dem Bekannten herzustellen, an der auch festgehalten werden kann, wenn kleine Diskrepanzen innerhalb der Kategorie auftauchen (vgl. Moscovici 2000: 42).

Die Verankerung dient dazu Ideen oder Informationen zu klassifizieren und zu benennen. So sind soziale Repräsentationen Systeme von Klassifikationen und Benennungen, die niemals neutral sein können. Denn durch die Verankerung erhalten sie gleichzeitig auch eine Bedeutung, einen Wert, einen Platz in der hierarchischen Ordnung innerhalb dieses

Systems. In diesem Prozess zeigen sich laut Moscovici „unsere“ Theorien über Gesellschaft und den Menschen (vgl. Moscovici 2000: 43). Serge Moscovici, aus der Sozialpsychologie kommend, beschäftigt sich besonders mit der Klassifikation der Mitmenschen.

„When we classify a person [...], we confine him to a set of linguistic, spatial and behavioural constraints and to certain habits. If we then go so far as to let him know what we have done, we will bring our influence to bear on him by formulating specific demands related to our expectations” (Moscovici 2000: 43).

Dieser Gedanke ist für die vorliegende Arbeit von Bedeutung. Er tritt später in den klassischen soziokulturellen Definitionsversuchen von Soziologen und anderen Wissenschaftlern hervor, die versuchen Menschen und Gesellschaften (oder besser Gemeinschaften) als ländlich zu kategorisieren³. Er wird aber ebenso Überlegungen im empirischen Teil begleiten, denn auch dort wird eine soziale Dimension von Repräsentationen zu Ländlichkeit herausgearbeitet werden.

2.2.2. Objektivierung

„Objectification saturates the idea of unfamiliarity with reality, turns it into the very essence of reality” (Moscovici 2000: 49). Der Prozess der Objektivierung beschreibt den Übergang einer Idee oder eines Konzeptes in ein Bild, bzw. die Übersetzung des „[...]Ungewohnte[n] und Unbekannte[n] in 'denkbare' Wirklichkeit“ (Wagner 1994: 207). Will man etwas vergleichen, bzw. wie oben beschrieben, eine neue Idee verankern, so setzt dieser Vorgang bereits ein Bild voraus. Jede Gesellschaft benutzt eine Menge an Begriffen, welche jeweils an Bilder geknüpft sind. Nun werden Wörter aber nicht einfach ausgetauscht, sondern es kann im Regelfall davon ausgegangen werden, dass diese Wörter ähnliche Bilder beim Gegenüber hervorrufen und so verstanden werden.

Jeder Komplex von Ideen besitzt einen Komplex von Bildern, den figurativen Kern (*figurative nucleus*). Dieser figurative Kern ist das Resultat des Objektivierungsprozesses. Ein Mensch kann über eine schwer zu fassende Idee oder Theorie erst denken, sprechen,

³ Siehe Kapitel 3.2.1.

schreiben, etc. sobald er ein Bild, eine Metapher, ein Zeichen dazu hat, so abstrakt diese auch sein mögen (vgl. Wagner 1994: 208). Durch Kommunikation über dieses Bild oder Zeichen und seine wiederholte Verwendung löst es sich irgendwann von seinem „ursprünglichen Milieu“ ab, wird Realität und geht in das Alltagswissen einer Gesellschaft über (vgl. Moscovici 2000: 50f.).

Auch diese Überlegung wird später eine Rolle spielen. Die Bilder, die von den ProbandInnen beschrieben werden, können bei weitem nicht als objektive Wirklichkeit angenommen werden. Gleichzeitig gehen sie aber über individuelle, subjektive Erfahrungen hinaus. Indem bestimmte Repräsentationen von Ländlichkeit bei verschiedenen ProbandInnen in einem ähnlichen Zusammenhang auftauchen, kann darüber diskutiert werden, ob es sich dabei um eine Art Alltags-Realität in Moscovicis Sinne handelt.

Lefebvre wie Moscovici entwickelten ihre Theorien in den 60er/70er Jahren. Sie weisen daher nicht zufällig einige Gemeinsamkeiten auf. Ausgangspunkt ihrer Gedanken stellt beide Male der Zweifel an einer objektiven Wahrheit dar. Obwohl sich Moscovici rund zehn Jahre vor Lefebvres Kritik an bestehenden Raumkonzepten über seine Umwelt Gedanken machte, ähnelt sich ihr Zugang. Umwelt wie Raum, Alltag wie ökonomische Bedingungen, Wissen wie Gesellschaft erkennen sie als historische Entwicklungen, als sozial konstruiert, produziert und reproduziert. Wie oben deutlich wurde handelt es sich bei keiner der beiden Theorien um ein abgeschlossenes Gebilde, vielmehr greifen sie ineinander und ergänzen sich. Durch die Kombination dieser beiden Theorien gewinnt die eingangs zur Debatte gestellte Hypothese an Bedeutung. Ländlichkeit wird dahingehend als soziale Repräsentation verstanden, als dass die Vorannahme getroffen wird, dass es sich bei dem Begriff um eine Anhäufung von Zuschreibungen, Bildern und Assoziationen handelt. Ländlichkeit wird aber auch seiner räumlichen Verortung im streng geografischen Sinne entzogen. Dadurch wird „Raum“ für andere Dimensionen geschaffen, beispielsweise einer sozialen Dimension, die das Handeln von Akteuren thematisiert und so in das Konzept Ländlichkeit Eingang findet.

3. Stadt und Land

“God made the country, and man made the town.”

(William Cowper)

Um zu einem Verständnis des relativ schwer zu fassenden Begriffs „Ländlichkeit“ zu gelangen, soll zuerst ein Überblick über die (wissenschaftlichen) Auseinandersetzungen mit Ländlichkeit gegeben werden. Eine Möglichkeit sich dem Ländlichen zu nähern ist die Betonung des Landes als Gegensatz zur Stadt und der Vergleich der beiden. Dieser dichotomen Betrachtungsweise entsprangen (und tun dies bis heute) zahlreiche Theorien über, und Bilder von Ländlichkeit. Die ersten Auseinandersetzungen mit dem Thema gehen nicht – wie vermutet werden könnte – auf die Zeit der Industrialisierung zurück, sondern entstanden bereits zur Zeit der ersten Ausdifferenzierung von städtischen Siedlungen (vgl. Bunce 2005: 1). Aus diesem Grund soll eine historische Einführung in die Theorie der Trennung in Stadt und Land gegeben werden. Für die Fragestellung dieser Forschung erscheint das deshalb interessant, als bereits diese ersten Städte – die mit den modernen Städten nur wenig gemein haben – ein Bewusstsein für die Unterschiede zwischen Stadt und Land schufen und städtische (und damit auch ländliche) Bilder prägten, die heute noch in einer ähnlichen Weise existieren (vgl. Bunce 2005: 1).

Im Folgenden soll die Auseinandersetzung mit dem Land bzw. der Stadt als Untersuchungsobjekte der (Sozial-) Wissenschaften umrissen, und deren Rezeption in der Soziologie genauer erörtert werden. Obwohl Land und Stadt gemeinsam behandelt werden, wird der Fokus stets auf die ländlichen Aspekte gelegt. Um diese zu verstehen, ist es wichtig, die historischen Gegebenheiten mit einzubeziehen unter denen die Vertreter aus verschiedenen Disziplinen ihre Theorien entwickelt haben. Die Bilder, die dabei entstanden – auch in Form wissenschaftlicher Konzepte, denn auch diese sind letzten Endes Konstruktionen die dazu beitragen, die Umwelt zu erfassen – werden daher als Kinder ihrer Zeit betrachtet, untrennbar mit dem Kontext ihrer Entstehung verbunden.

Es werden im weiteren Verlauf der Arbeit mehrere Begriffe zur inhaltlichen Abgrenzung einzelner Theorien auftauchen. Während im deutschsprachigen Raum „Land- und Agrarsoziologie“ oder einfach „Agrarsoziologie“ verbreitet sind, hat sich im angloamerikanischen Sprachgebrauch die Bezeichnung *Rural Sociology* durchgesetzt.

Eingedeutscht „Landsociologie“ oder „ländliche Soziologie“ wird sie als übergeordnete Kategorie verwendet. Die oben erwähnte Agrarsoziologie oder *Sociology of Agriculture* stellt also eine Subdisziplin der *Rural Sociology* dar. Auf internationaler Ebene etablierte sich die *Rural Sociology* in vielen Ländern relativ eigenständig neben anderen soziologischen Disziplinen (vgl. Laschewski 2005: 202). Aufgrund der unterschiedlichen, historischen Entwicklungen der *Rural Sociology*, sowie der Land- und Agrarsoziologie, versteht sich die vorliegende Arbeit in der Tradition der *Rural Sociology*, die im Folgenden auch ländliche Soziologie genannt wird. Ebenso wird mit dem Begriff der Ruralität verfahren, der im deutschen Sprachgebrauch nicht sehr verbreitet ist. Er wird synonym mit dem Begriff der Ländlichkeit verwendet.

3.1. Historische Entwicklung

Die Grundvoraussetzung für die Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen Stadt und Land war die Ausdifferenzierung der Stadt aus dem Dorf. Einen kulturtheoretischen Zugang legt Lewis Mumford in seinem Buch „Die Stadt“ (vgl. Mumford 1963: 32) in dem er den Übergang von der Dorfkultur zur Stadt als logische Schlussfolgerung beschreibt. Die Enge des Dorfes und des Brauchtums steinzeitlicher Gesellschaften konnte neuen Entwicklungen, so vielfältig sie auch sein mochten, nicht mehr den nötigen Raum geben. Mumford sieht die Stadt in diesem Zusammenhang als Konstruktion, die besonders dafür geschaffen schien, die Erzeugnisse (geistiger, sowie materieller Art) der einzelnen Zivilisationen zu beherbergen, zu schützen und weiterzugeben. Dies belegen das Aufkommen von Bibliotheken, Schriftstücken, Schulen und dergleichen, die allesamt von Städten hervorgebracht wurden (vgl. Mumford 1963: 32ff.).

Theorien darüber, wie genau die Entwicklung der Städte aus den Dorfgemeinschaften stattfand, sind so umstritten wie vielfältig. Einen wichtigen Faktor stellten nach Benevolo (vgl. 1993: 6) Innovationen, vor allem aber auch natürliche Umstände (wie durch Überschwemmungen fruchtbare Böden) dar, die dazu führten, dass mehr Lebensmittel produziert werden konnten, als für das eigene Überleben und das der Familie vonnöten waren. Diese Überschüsse und die Tatsache, dass damit Menschen ernährt werden konnten, die selbst anderen Tätigkeiten nachgingen, ließen Formen der Spezialisierung aller Art zu -

eine Entwicklung, die Hand in Hand mit der Entwicklung der Stadt ging (vgl. Benevolo 1993: 6). Auch Mumford erkennt in diesem Zusammenhang die Zusammenführung und Zentralisierung von Funktionen, als eines der wichtigsten Kennzeichen der Stadt. Diese zuvor desorganisiert und verstreut existierenden Funktionen auf eingegrenztem Raum zu vereinen, stellte einen wichtigen Unterschied zum dörflichen Leben und einen ersten Schritt in Richtung städtische Lebensweise dar. Aber auch die alltäglichen Bestandteile einer jeden (auch dörflichen) Siedlung - Brunnen, Markt, Heiligtum, etc. - vermehrten sich und erfuhren eine erste strukturelle Ausdifferenzierung (vgl. Mumford 1963: 34f.).

Die ersten Städte von deren Existenz Zeugnis besteht, bildeten sich aus Dörfern etwa zwischen 5000 und 3500 v. Chr. (vgl. Benevolo 1993: 6; Egger de Campo/Fleck/Giddens 2009: 770). Diese Gebiete befanden sich im Vorderen Orient, genauer im Niltal in Ägypten, in Mesopotamien bzw. dem Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris im heutigen Irak, sowie im Industal - heute Pakistan. Obwohl diese Städte, wie oben erwähnt, Zentren der damaligen Kulturen darstellten, reichte ihr Einfluss kaum auf das sie umgebende Land hinaus. Nur ein Bruchteil der Bevölkerung lebte in diesen ersten Städten, die kaum mehr als 15.000 bis 20.000 Einwohner beherbergten. Die Kommunikation zwischen Stadt und Land war somit spärlich und beschränkte sich auf einzelne Reisende und Kaufleute, die für ein Minimum an Austausch sorgten (vgl. Giddens/Fleck/Egger de Campo 2009: 770f.).

3.2. Stadt und Land in der Theorie

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Beziehung, den Differenzen und den Ähnlichkeiten zwischen Land und Stadt begann nicht ohne Grund relativ spät, nämlich zu der Zeit, als sich mit der fortschreitenden Industrialisierung ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel vollzog und Stadt und Land begannen, sich in verschiedenartige Richtungen zu entwickeln. Bis ins 17., 18. Jahrhundert waren die meisten Städte politisch, rechtlich und ökonomisch autonom (vgl. Ipsen 1992: 129f.). Diese vorindustriellen Städte hatten allerdings mit den späteren Großstädten noch wenig gemein. Ipsen (1992: 129) beschreibt die Städte in der vorindustriellen Zeit als relativ ländlich: „Die Städter hatten in

der Regel Groß- und Kleinvieh im Stall, vor den Stadtmauern lagen die Rinder- und Schweinealmenden der Städter, direkt an der Mauer die Gärten für Gemüse und Obst.“ Umgekehrt wies auch das Land häufig einen hohen Grad an Eigenständigkeit auf. Diese relative Autonomie der Städte änderte sich erst mit der Herausbildung der Nationalstaaten und hatte zur Folge, dass städtische Siedlungen nicht mehr einfach als selbstständige Gesellschaften beschrieben werden konnten, wie dies etwa für mittelalterliche Städte Max Weber versuchte (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 33).

Grundlegende Veränderungen brachten schließlich die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts mit sich. Industrialisierung, Bevölkerungswachstum und Verstädterung, drei Variablen, die sich gegenseitig verstärkten, ließen die ersten Großstädte entstehen und gingen mit einem gesellschaftlichen Strukturwandel einher (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 19f.). Die Beziehung zwischen Stadt und Land in der Phase „extensiver Akkumulation“ (Ipsen 1992: 132) wurde enger. Während die Städte immer dichter besiedelt, und die Lebens- und Wohnverhältnisse der neuen Klasse – dem Proletariat – prekärer wurden, romantisierte das städtische Bürgertum das Landleben (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 25; Ipsen 1992: 132). Häußermann und Siebel heben in diesem Zusammenhang hervor, dass es in dieser Zeit keine einflussreiche Theorie gab, die den Großstädten auch nur im Entferntesten positiv gegenüber standen (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 28).

Dies änderte sich um die Jahrhundertwende, als die ersten Versuche unternommen wurden, die gesellschaftlichen Veränderungen wissenschaftlich zu beschreiben. Betrachtet wurden hier hauptsächlich zwei Dimensionen der Stadt-Land-Beziehung: eine wirtschaftliche, sowie eine soziale Dimension (vgl. Ipsen 1992: 127; Brake 1980: 24f.). Die Soziologie interessierte sich vor allem für die unterschiedlichen Formen sozialen Zusammenlebens und Verhaltens in der Stadt und am Land, also für die jeweiligen Kulturen und Umgangsweisen. Gleichzeitig waren aber auch die veränderten Produktionsweisen und die zunehmende Ausdifferenzierung der Erwerbsformen zentrale Themen (vgl. Brake 1980: 24). Viele Autoren um die Jahrhundertwende bis Mitte des 20. Jahrhunderts näherten sich der Unterscheidung zwischen ruralen und urbanen Gesellschaften über ein begriffliches Gegensatzpaar, sogenannten *theories of contrast* an (vgl. Halfacree 1993: 25; Reissman 1964: ix,123).

3.2.1. Stadt und Land als zwei Formen der Vergesellschaftung

Als einer der ersten Soziologen, die sich mit den Unterschieden zwischen ländlichen und städtischen Gesellschaftsformen beschäftigten, ist Ferdinand Tönnies zu nennen. 1887 erschien sein Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ das schon im Titel seinen Vorschlag zur Charakterisierung zweier Formen des sozialen Zusammenlebens mitführt und seine Antwort auf die veränderten Lebensformen, die die fortschreitende Industrialisierung mit sich brachte, ist. Neben der erfolgreichen Analyse des Begriffs „Gesellschaft“ will Tönnies nun auch dessen Gegenbild „Gemeinschaft“ wissenschaftlich darstellen (vgl. Bickel 2006: 117). Er definiert es folgendermaßen: „Gemeinschaft, [...] ist die besondere soziale Kraft und Sympathie, die Menschen als Glieder eines Ganzen zusammenhält“ (Tönnies 1991: 17). Sie ist das Vertraute, Heimliche, beherbergt Liebe, Gewohnheiten, Erinnerungen. Dem entgegengesetzt steht die Gesellschaft:

„Gesellschaft also, durch Konvention und Naturrecht einiges Aggregat, wird begriffen als eine Menge von natürlichen und künstlichen Individuen, deren Willen und Gebiete in zahlreichen Verbindungen zueinander, und in zahlreichen Verbindungen miteinander stehen, und doch voneinander unabhängig und ohne gegenseitige *innere* Einwirkungen bleiben“ (Tönnies 1991: 44; Hervorhebungen im Original).

Diese Beschreibungen stellen zwar allgemein zwei Formen des Zusammenlebens dar, sie werden aber nicht nur von seinen Nachfolgern, sondern auch von Tönnies selbst dezidiert mit dem Land (Gemeinschaft) und der (Groß-)Stadt (Gesellschaft) in Zusammenhang gebracht (vgl. Tönnies 1991: 4; Rye 2004: 4). Gemeinschaften sind bei Tönnies aber nicht nur charakteristisch für kleine Dörfer, sondern auch für Kleinstädte. In diesen sind die darin lebenden Menschen miteinander vernetzt und weisen starke emotionale Bindungen zueinander auf. Sie haben gemeinsame Traditionen, Erinnerungen, es gibt feste Regeln und Normen, deren Befolgung ein Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinschaft beschert. Der gemeinsame Raum ist mitbestimmend für die Definition der Gruppe, und die Position in dieser Gruppe bestimmt die Identität der Menschen (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 105). Die Beziehungen der Menschen innerhalb einer Gesellschaft sind nach Tönnies rationaler und eher über vertragliche Bindungen definiert, als über Tradition und Kultur. Er bezieht sich auf Marx und dessen Arbeiten zur Arbeitsteilung und der Herausbildung von sozialen

Klassen und sieht in diesem kapitalistischen System die Konstitution einer Gesellschaft als logische Konsequenz (vgl. Tönnies 1991: 68f.). Allerdings weist Tönnies im abschließenden Kapitel darauf hin, dass auch in Großstädten Gemeinschaften bestehen können, diese aber „[...] dauern [...] als die alleinigen realen, innerhalb der gesellschaftlichen, wenn auch verkümmert, ja absterbend fort“ (Tönnies 1991:211).

In einer ähnlich dualistischen Weise nähert sich auch Simmel (1903) in seiner Abhandlung „Die Großstädte und das Geistesleben“ dem Typus des Großstädtlers in den noch relativ jungen, industriellen Städten vor dem Stadt-Land-Hintergrund. Für Simmel – Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin geboren und aufgewachsen – war die Großstadt selbst ein Laboratorium (vgl. Nedelmann 2006: 128). Mit Blick „von außen“ versuchte er die Charaktereigenschaften der Großstädter denen der Kleinstädter oder Dorfbewohner gegenüberzustellen und zu begründen (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 35). Der Sozialcharakter der Großstädter und ihr Umgang miteinander wird dabei als blasé, kühl, intellektualistisch und reserviert beschrieben. Der Großstädter schafft „[...] sich ein Schutzorgan gegen die Entwurzelung, mit der die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen: statt mit dem Gemüte reagiert er auf diese im Wesentlichen mit dem Verstande [...]“ (Simmel 2010 [1903]: 242). Demgegenüber beschreibt er den kleinstädtischen Charakter als einen, der „[...] vielmehr auf das Gemüt und gefühlsmäßige Beziehungen gestellt ist“ (Simmel 2010 [1903]: 242). Diese Gemütsunterschiede sieht Simmel (2010 [1903]: 241ff.) in den unterschiedlichen Umwelten begründet: dem „[...] raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke [...]“, „[...]dem Tempo und den Mannigfaltigkeiten des wirtschaftlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens [...]“ in der Großstadt und dem „[...] langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus[...]“ in der Kleinstadt, bzw. auf dem Dorf. Die Gründe für die großstädtische Situation wiederum sieht er vor allem in der Geldwirtschaft, die ihren Sitz von jeher in der Großstadt hat. Ein zweiter Grund ist die arbeitsteilige Gesellschaft, die zwar das Individuum dazu bringt, seine Eigenheiten zu betonen und ihm ein Mehr an Freiheit schenkt, gleichzeitig aber einen Raum der Distanz und der Reserviertheit braucht, um fruchtbar zu sein (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 39ff.). Gerade in dem Zuspruch an Freiheit wird deutlich, dass Simmel die industrielle Großstadt nicht verteufeln, sondern verstehen will. Er nennt sie modern und das Dorf traditionell und schreibt der Großstadt

ein gesellschaftliches Entwicklungspotenzial zu (vgl. Simmel 2010 [1903]: 241ff.).

Auch bei Durkheim findet sich eine Unterscheidung, die sich auf traditionelle und moderne bzw. arbeitsteilige, Gesellschaften bezieht. Die für ihn relevante Kategorie bildet die Art der Solidarität, die in einer Gesellschaft vorherrschend ist (vgl. Reissman 1964: 123). Die mechanische Solidarität schreibt er kleinen Einheiten zu, die die ihnen zugehörigen Mitglieder beinahe automatisch an sich bindet. Ausschlaggebend für die Integration ist die Ähnlichkeit zwischen ihren Mitgliedern. Demgegenüber integriert die organische Solidarität jedes Mitglied einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft indirekt durch seinen oder ihren Beruf. Letztere Gesellschaftsform spricht ihren Mitgliedern auch ein höheres Maß an Individualität zu, was wiederum dazu führt, dass sie ein weniger starkes Kollektivbewusstsein aufweisen (vgl. Müller 2006: 158f.).

Max Weber konzentriert sich im Gegensatz zu den oben besprochenen Theoretikern auf das Urbane und versucht jene Elemente herauszufiltern, die eine Stadt zu einer Stadt machen (vgl. Reissman 1964: 145). Sein Ansatz hebt mehr noch als die seiner Vorgänger, die wirtschaftlichen Besonderheiten zweier unterschiedlicher Siedlungsformen hervor – die Oikowirtschaft am Land und die Marktwirtschaft in der Stadt (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 67). Ipsen weist, wie oben erwähnt, zurecht darauf hin, dass diese Unterscheidung idealtypisch ist und dass es bis zur Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert noch immer genügend städtische Haushalte gab, die Selbstversorger waren und gleichzeitig ländliche Gemeinden, die für den damaligen Weltmarkt produzierten (vgl. Ipsen 1992: 129).

Die Stadt ist in Webers Analyse als historisches Subjekt zu begreifen. Er definiert die westliche, mittelalterliche Stadt im Gegensatz zu den sie umgebenden ländlichen Dorfeinheiten als Ort, der einen Markt zum Austausch von Gütern und eine eigene Verwaltung aufweist. Als Ort also, der Aufgaben und damit auch Einfluss besitzt, der nicht nur von lokaler, sondern von überregionaler Bedeutung ist (vgl. Brake 1980: 27). Für Weber ist die Stadt die Geburtsstätte von Kapitalismus und Bürokratie und damit der rationalen Form der Organisation von (urbanen) Gesellschaften (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 92). Demgegenüber steht die traditionelle Form einer dörflichen Gemeinschaft (vgl. Reissman 1964: 123).

Eine andere die Wirtschaftsform betreffende Unterteilung stammt von Karl Marx und Friedrich Engels, die „[...] in der Ausdifferenzierung von Stadt und Land neben der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern den Beginn der gesellschaftlichen Differenzierung [sahen][...]“ (Ipsen 1992: 129). Dass Marx und Engels das Landleben nicht unbedingt als idyllisch ansehen, wird im Kommunistischen Manifest von 1848 deutlich, in dem sie vom „Idiotismus des Landlebens“ der von der Bourgeoisie überwunden wird, schreiben:

„Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den zivilisierten, die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Okzident abhängig gemacht“ (Engels/Marx 1848: o.S.).

Das Land wurde von Marx und Engels als rückständig und fortschrittsfeindlich begriffen und stellte dadurch ein Hindernis auf dem Weg hin zur notwendigen ökonomischen und sozialen Modernisierung dar. Gleichzeitig ist es der Stadt nicht nur politisch, sondern auch im Hinblick auf seine Rolle innerhalb der internationalen Arbeitsteilung immer stärker untertan (vgl. Prokla Redaktion/Editorial 1997: 342).

Redfield war einer der letzten bedeutenden Theoretiker, die Land und Stadt als dichotom begriffen. In seiner Theorie des „folk-urban-continuum“ beschreibt er die Entwicklung vom Dorf zur Stadt und die gesellschaftlichen Veränderungen, die die fortlaufende Verstädterung mit sich bringt. Land und Stadt begreift er als Gegenpole, wobei er Attribute wie soziale und kulturelle Homogenität, starker Zusammenhalt innerhalb einer Gruppe (etwa Dorfgemeinschaft) und vergleichsweise ausgeprägte Isolation gegenüber anderen Gruppen ländlichen Gesellschaften zuschreibt. Städtische Einheiten zeichnen sich für ihn dagegen durch gesteigerte Individualität, kulturelle und soziale Heterogenität und starken Wandel aus (vgl. Redfield/Redfield 1962: 235ff.; 340ff.).

Diese Linie, die Stadt und Land vorrangig als zwei unterschiedliche Formen bzw. Räume der Vergesellschaftung begriff, dauerte bis Mitte der 60er Jahre an, bevor sie breit kritisiert

wurde. So sprach sich etwa Pahl gegen die lange dominante Überzeugung aus, dass sich soziale Beziehungen an Lokalitäten orientierten: „Any attempt to tie patterns of social relationships to specific geographical milieux is a singularly fruitless exercise“ (Pahl 1968 zit. nach Benvenuti et al. 1975: 7). Gleichzeitig trat er für eine Konzentration auf lokale und nationale Prozesse in Verbindung mit ländlichen Räumen ein (vgl. Laschewski 2005: 203).

3.2.2. Stadt und Land als Zentrum und Peripherie

Im Anschluss an die sogenannten *theories of contrast* gingen TheoretikerInnen, die sich mit dem Stadt-Land-Gegensatz beschäftigten, in den 60er/70er Jahren dazu über, Ansätze aus der Entwicklungsdebatte, die sich mit dem Zentrum-Peripherie-Gegensatz zwischen sogenannter Erster und Dritter Welt auseinandersetzten, auf das Verhältnis zwischen Stadt und Land umzulegen. Dabei wurden besonders Anleihen aus der Dependenztheorie und aus der Theorie des ungleichen Tausches verwendet (vgl. Ipsen 1992: 118; sowie Häußermann/Siebel 2004: 98).

Die Dichotomie Stadt-Land wurde nun durch die Dichotomie global-lokal ersetzt. Diese polit-ökonomische Konzeption stellte im Gegensatz zu ihren Vorgängern einen klaren „one-way-process“ von der Stadt aufs Land dar (vgl. Ipsen 1992: 128).

Jene TheoretikerInnen, die sich mit der Beziehung zwischen Stadt und Land auseinandersetzten, betonten besonders ihre Ungleichberechtigung. Das Land wurde als immer stärker von den Städten abhängig gesehen (vgl. Marsden 2006: 3). Ausschlaggebend dafür war seine Funktion im Austauschprozess. Als vorrangige Rohstofflieferanten rutschten viele ländliche Regionen aus wissenschaftlicher Perspektive immer mehr in die ökonomische Peripherisierung. Neben diesen ökonomischen Entwicklungen und der räumlichen Arbeitsteilung (*spatial division of labour*) wurden auch in anderen Bereichen, wie etwa der Landschaftsgestaltung Veränderungen festgestellt (Woods 2011: 8). Die Peripherisierung des Ländlichen zeigte sich etwa in der symbolischen Repräsentanz des Raumes. Nun fanden sich auch im ländlichen Raum Gehsteige, vorstädtische Gärten, begradigte Bäche, eine veränderte Architektur. Eine fordistische Organisation der Arbeit wurde immer stärker beworben. Diese Entwicklungen stellten einerseits einen „[...]“

Ausdruck der Entwertung ländlicher Lebensstile, die den gesamten ländlichen Raum betreffen, besonders aber die Bauern als Kernbevölkerung“ (Ipsen 1992: 142) dar.

Andererseits zeigten Untersuchungen, dass die Prozesse, die urbane, sowie rurale Räume und Gesellschaften gestalteten, globalen Charakter hatten und gewisse Regionen, ob städtisch oder ländlich unterschiedlich beeinflussten. Somit war ein weiteres Indiz dafür gefunden, dass der Begriff des Ländlichen und vor allem der Stadt-Land-Dualismus (auch wenn er unter dem Aspekt global-lokal untersucht wurde) nicht der Realität entsprachen (Woods 2011: 8). Als logische Konsequenz wurde der Begriff „Ruralität“ allgemein immer stärker zur Debatte gestellt (vgl. Machold/Wiesinger 2001: 7). Hoggart (1990: 245) beschreibt den Grund dafür folgendermaßen: „The broad category 'rural' is obfuscatory, whether the aim is description or theoretical evaluation, since intra-rural differences can be enormous and rural-urban similarities can be sharp.“

Das Land als Kategorie fallen zu lassen und nach anderen Konzepten zu suchen, wäre ein aus wissenschaftlicher Perspektive logischer Schritt gewesen. Trotzdem wurde weiter an dem Begriff festgehalten, auch wenn in der Literatur kein Konsens darüber bestand, was mit „dem Land“ oder „Ländlichkeit“ eigentlich gemeint war.

Diese Entwicklung machte sich nicht nur in der soziologischen und historischen Stadt-Land-Forschung bemerkbar, auch in anderen wissenschaftlichen Sparten wurde das Land im Gegensatz zu der sich ständig weiterentwickelnden und wandelnden Stadt immer weiter zurückgedrängt und mit anderen Bereichen vermischt. Ein Beispiel hierfür ist etwa die Humangeografie, die bis Anfang der 50er Jahre hauptsächlich im ländlichen Bereich forschte und ebenfalls ab Mitte der 50er einen rapiden Anstieg der wissenschaftlichen Arbeiten, die sich das Urbane zum Forschungsgegenstand machten, verzeichneten. Das Land wurde von der Größe und Sichtbarkeit der Städte überschattet und wurde aus wissenschaftlicher Perspektive immer stärker eins mit dem Agrarbereich (vgl. Cloke 1997: 367f.).

3.2.3. Stadt und Land und die „kulturelle Wende“

Die 70er/80er Jahre des 20. Jahrhunderts brachten für die *rural studies*, wie auch für

andere Gebiete der Sozialwissenschaften, den Ruf nach einem neuen Fokus, einer holistischeren Theorie (wie sie sich in den *urban studies* bereits etablierte) mit sich. Marsden (2006: 3) formuliert diese Forderung folgendermaßen: „[T]his demanded a theory that links the spatial with the social, and indeed one that gave the social primacy“.

Mit dem sogenannten *cultural turn* in den Sozialwissenschaften wurde dieser Ruf mehr oder weniger erhört (vgl. Marsden 2006: 3). Der *cultural turn* (oder weniger gebräuchlich: die kulturelle Wende) brachte für die *rural studies* entscheidende neue Konzepte. Post-moderne und post-strukturalistische Ansätze flossen in die Erfassung gesellschaftlicher Entwicklungen und in den wissenschaftlichen Diskurs mit ein, brachten neue Dimensionen in den Fokus und kritisierten bestehende und propagierte Machtstrukturen, sowie die Vernachlässigung sozialer Diversität in der Wissenschaft (vgl. Panelli 2006: 80f.). Die räumliche Dimension wurde nun stärker mit einbezogen und mit ihr kam auch die in dieser Diplomarbeit gestellte Frage nach den Repräsentationen des Ländlichen und deren Aktualität. Der Begriff des Ländlichen, der durch den oben beschriebenen Einbezug einer globalen Dimension an Sinnhaftigkeit eingebüßt hatte, konnte mithilfe postmoderner und poststrukturalistischer Theorien unter einem sozialkonstruktivistischen Aspekt begriffen werden (vgl. Woods 2011: 9), ebenso Begriffe wie Natur, Landschaft, Verschiedenheit und Identität (vgl. Cloke 1997: 368f.; Panelli 2006: 81).

Geografische Räume wurden vermehrt als soziale Räume charakterisiert, was ebenso dazu beitrug, dass das Ländliche verstärkt als soziale Kategorie aufgefasst wurde. Kritische SozialwissenschaftlerInnen begannen, die Produktions- und Reproduktionsweisen in denen Bilder von Ländlichkeit geschaffen wurden zu hinterfragen und zu dekonstruieren (vgl. Woods 2011: 9).

Ein Aspekt, der nun diskutiert wurde und in der vorliegenden Arbeit zu einer leitenden Fragestellung führte, war „[...] the blurring of ‘country’ and ‘city’ [...]“ (Cloke 1997: 368). Diese Vermischung von Stadt und Land ist ein Prozess, der in beide Richtungen wirkt. Zwar ist die Urbanisierung des Landes bzw. der ländlichen Lebensweise von wesentlich stärkerem Ausmaß, vereinzelt lässt sich aber auch eine „Verländlichung“ oder „Verdörflichung“ der Städte oder der urbanen Lebensweise, feststellen. Hierfür gibt es mehrere Gründe:

Die *Urbanisierung der Dörfer* wirkt über eine Vielzahl von Faktoren kultureller, sozialer

und ökonomischer Trends, die vor allem über Entwicklungen der Globalisierung und damit insbesondere durch neue Medien, wie dem Internet, etc. Verbreitung finden (vgl. Cloke 2006: 18f.). Das bedeutet, dass ländliche Gebiete – zumindest in den westlichen Industrieländern – mehr oder weniger kulturell urbanisiert werden bzw. sind.

Umgekehrt lässt sich auch eine *Verländlichung (Ruralisierung) des Urbanen* feststellen. Ein Beispiel sind die Randgebiete vieler großer europäischer und nordamerikanischer Städte an denen sich Vorstädte, Einkaufszentren, Freizeitanlagen, etc. entwickeln, die häufig explizit zum Ziel haben, das „Dorf“ in die Stadt zu bringen (vgl. Cloke 2006: 19). Andere Beispiele finden sich in der Stadtplanung, etwa „Community-Gärten“ oder Identitäts- und Gemeinschaftsgefühl fördernde Wohnanlagen mit Innenhof als Dorfplatz (vgl. Philipp 2011: o.S.).

Diese Entwicklungen bringen wieder eine Veränderung des Begriffs Ländlichkeit mit sich. Das Ländliche entpuppt sich aus der Sicht des *cultural turn* als Idee, als Repräsentation, als Sammlung von Zuschreibungen und Konstruktionen, als Begriff, der sich im Laufe der Zeit verändert, an Aktualität eingebüßt oder gewonnen hat, der Realität ferner und näher gekommen und in jedem Fall vielseitiger geworden ist.

Zwischenbetrachtung

Die oben besprochenen theoretischen Konzepte liefern verschiedene Bilder des Ländlichen. Je nach TheoretikerIn unterscheiden sie sich nach individuellen, psychologischen Aspekten (wie dem Gemüt bei Simmel), oder nach gesellschaftlichen, vor allem mit der fortschreitenden Industrialisierung verbundenen, veränderten Lebensweisen, dabei also zum Beispiel nach ökonomischen Aspekten (etwa bei Marx und Engels). Zwischen diesen verschiedenen Ebenen wird stets eine Interdependenz festgestellt.

Uneinigkeit herrscht auch über die Frage nach der Hierarchie. So wird einmal die Stadt als eine, dem Landleben übergeordnete, Form des Zusammenlebens beschrieben, einmal die dörfliche Gemeinschaft als die zu bevorzugende konstatiert. Stadt und Land sind einmal Gegenpole und beschreiben ein andermal eine Entwicklung auf derselben Zeitachse, meist unidirektional ausgerichtet.

In jüngeren Veröffentlichungen, in denen dieses Thema aufgegriffen wird, bemühen sich

die AutorInnen um eine differenziertere Sichtweise und propagieren die Raumentwicklung sowohl ländlicher als auch städtischer Regionen mithilfe gemeinsamer Raumentwicklungskonzepte. So etwa im Österreichischen Raumentwicklungskonzept ÖREK 2011, in dem „[n]eue Partnerschaften zwischen Land und Stadt“ (ÖROK 2011: 87) als erstrebenswert befunden und beide Räume integrierende Projekte als förderungswürdig befunden werden. Im gleichen Text sprechen sich die AutorInnen für eine Gleichberechtigung von Land und Stadt aus:

„Die Ansicht, wonach das Land 'Diener der Stadt' sei (oder umgekehrt), findet in diesem Raumentwicklungskonzept keinen Niederschlag“ (ÖROK 2011: 87).

So vielseitig wie die Zuschreibungen, so vielseitig sind die Theorien, die sie fassen wollen und damit auch die Möglichkeiten der Annäherung an das Thema. Diese sollen im nächsten Abschnitt vorgestellt werden.

4. Ländlichkeit

*Building a map in order to find,
What's not lost but left behind
(Beth Orton, 1996, Tangent)*

Stellt man die Frage nach dem Ländlichen oder nach den Repräsentationen von Ländlichkeit, so fällt zuallererst die Schwierigkeit einer sinnvollen Erfassung des Begriffes Ländlichkeit ins Auge. Im vorangegangenen Kapitel wurde deutlich, dass Ländlichkeit je nach verwendetem Konzept, Ideologie, Zeitgeist oder Nutzen sehr unterschiedlich definiert wurde.

Sobald Räume differenziert werden, geschieht dies vor dem Hintergrund einer bestimmten Forschungsfrage. So drücken auch die im Folgenden vorgestellten Definitionen von Ländlichkeit verschiedene Zugänge zum Thema aus.

Die eine Definition von ländlichem Raum oder Ländlichkeit gibt es nicht. Angefangen vom Land als Residualkategorie für „alles, was nicht Stadt ist“ (Weber 2006: 81) können vielfältige Kategorisierungen gefunden werden. Für die vorliegende Arbeit ist es

unerlässlich, ihren Gegenstand zu definieren und die Annäherung daran offenzulegen. Im nächsten Kapitel soll daher herausgearbeitet werden, welche Konzepte von Ländlichkeit hinter verschiedenen Definitionsformen von Raum stehen und welche Fragestellungen sich daraus ergeben. Anschließend soll der in dieser Diplomarbeit herangezogene Ansatz vorgestellt und seine Verwendung begründet werden.

4.1. Deskriptive Definitionen

Deskriptive Definitionen zur Beschreibung des Landes verwenden verschiedene sozialräumliche Aspekte um den ländlichen Raum zu kennzeichnen und gleichzeitig von anderen Räumen, wie urbanen Räumen oder suburbanen Räumen abzugrenzen. Dies gelingt mithilfe objektiv messbarer Variablen und impliziert, dass jede Einteilung des Raumes von dem gesetzten Schwerpunkt des Forschers bzw. der Forscherin und von der jeweiligen politischen Zielsetzung abhängig ist. Laut Halfacree (1993: 24) lassen sich diese deskriptiven Definitionen in Hinblick auf das ihnen zugrundeliegende Konzept unterscheiden. In Abb. 1 sind die sechs häufigsten Merkmale zur Beschreibung des Ländlichen graphisch dargestellt.

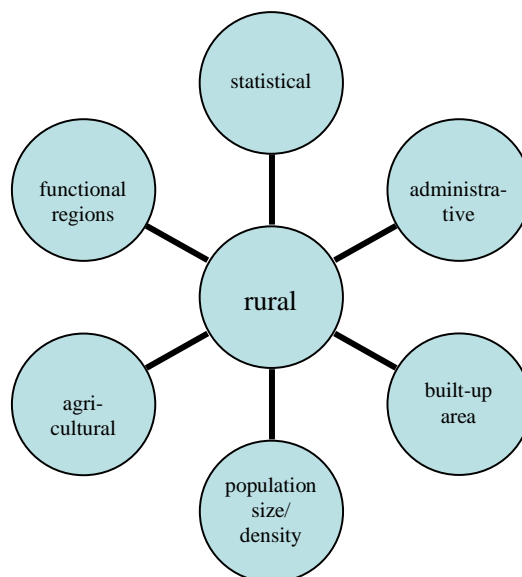


Abb. 1: Deskriptive Merkmale ländlicher Räume

(Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Halfacree 1993: 24)

Werden obengenannte Variablen einer näheren Betrachtung unterzogen, so eröffnet sich, dass diese unterschiedlichen Konzepte auf unterschiedliche Fragestellungen bauen und somit unterschiedliche Antworten und Kategorien liefern (vgl. Halfacree 1993: 24).

Grundsätzlich dient als Indikator sehr häufig die Bevölkerungsdichte (*size/density*). Als internationales Beispiel sei hierfür die Typisierung der OECD, die auch von der Statistik Austria verwendet wird, erwähnt. Es wird zwischen überwiegend städtisch (urban), überwiegend ländlich (rural) und intermediär (semirural, bzw. in anderen Publikationen: *integrated regions*) unterschieden (vgl. ÖIR 2008: 9f.; Sinabell 2006: 13). Eine überwiegend ländliche Region zeichnet sich dadurch aus, dass über 50% ihrer Bevölkerung in ländlichen Gemeinden leben (Krajasits o.J.: 1).

Ein weiteres Kriterium kann die Unterscheidung nach Wirtschaftsräumen darstellen. Als Beispiel dafür soll die Definition von Palme nach Wirtschaftsregionen dienen (vgl. Palme 1995: 393). Sie definiert Regionen aufgrund ihrer Kapitalintensität. Dabei wird grundsätzlich zwischen kapitalintensiven Verdichtungsregionen und kapitalextensiven ländlichen Gebieten unterschieden. Aufgrund der Zusammensetzung von Kapital aus unterschiedlichen Kapitalarten ergeben sich drei Formen von Wirtschaftsregionen: kapitalextensive ländliche, humankapitalintensive und sachkapitalintensive Gebiete (vgl. Palme 1995: 396f.; ÖIR 2008: 9).

Eine weitere häufig verwendete Definitionsform richtet sich nach der Förderfähigkeit unterschiedlicher Regionen. Kriterien, die die Abgrenzung einzelner Gebiete zueinander festlegen, sind bei dieser Definitionsform neben der Bevölkerungsdichte die Bevölkerungsentwicklung, die Agrarquote, sowie verschiedene sozioökonomische Variablen (vgl. ÖIR 2008: 11).

Deskriptive Definitionen bilden somit die Grundlage für die wissenschaftliche Bearbeitung verschiedenster Fragestellungen. Gleichzeitig wird deutlich, dass sie keine allgemeingültigen ländlichen Räume bestimmen können, sondern ihre Typisierungen je nach Fragestellungen variieren. Diese Tatsache wird allerdings stark kritisiert. Erstens werden durch eine solche Vorgehensweise Landschaften oder Gruppen nach funktionalen Dimensionen, beispielsweise also ihrer Agrar-, Siedlungs- oder Wirtschaftsstruktur zusammengefasst, ohne wirklich zusammenzugehören (vgl. Reissman 1964: 125). Die

Auswahl der Variablen führt so zu genau einer Lösung des Problems der Definition des Raumes und schließt gleichzeitig andere Möglichkeiten aus. Zweitens wird diesen Typisierungen vorgeworfen, Studien als „ländlich“ zu rechtfertigen, also mehr der internen Konsistenz einer Studie, als der tatsächlichen Situation zu dienen. Dazu kommen Kritikpunkte, die die Verallgemeinerbarkeit solcher Definitionen in Frage stellen und ihre historischen und räumlichen Eigenheiten betonen (vgl. Halfacree 1993: 24).

Zusammenfassend stellen deskriptive Definitionen von ländlichen Räumen nützliche Hilfsmittel zur Beantwortung weiterführender Problemstellungen dar, eine befriedigende Antwort auf die in dieser Diplomarbeit gestellte Frage, können sie durch ihren engen, vordefinierten Fokus jedoch nicht geben. Dennoch schenkt ein Blick auf die verwendeten Variablen in diversen deskriptiven Definitionen (siehe Abb. 1) eine erste Auskunft über etwaige Repräsentationen des Ländlichen.

4.2. Soziokulturelle Definitionen

Eine weitere Möglichkeit sich dem Ländlichen zu nähern stellen soziokulturelle Definitionen dar. Diese Ansätze beschreiben die unterschiedlichen soziokulturellen Charakteristiken, die Menschen je nach Umgebung in der sie wohnen, aufweisen (vgl. Halfacree 1993: 24). In dieser Tradition stehen einige der weiter oben genannten Soziologen, wie etwa Simmel oder Tönnies, die neben einer Differenzierung von Stadt und Land die jeweiligen Charakteristiken, die der Mensch in der Großstadt, bzw. am Land aufweist, anführen und zu begründen versuchen.⁴ Auch diese Theorien geben dem Ländlichen eine relativ klare räumliche Verortung.

Exemplarisch sei hier ein weiterer Theoretiker angeführt, der in dieser Arbeit bisher vernachlässigt wurde. Louis Wirth beschäftigte sich ebenfalls mit der Stadt-Land-Dichotomie. Sein 1938 veröffentlichter Artikel „Urbanism as a way of life“ beschreibt, wie im Titel schon vorweggenommen, die Urbanität als Lebensform (vgl. Wirth 1938: 1). Dabei stellt er eine kausale Beziehung zwischen den Faktoren „Größe der Bevölkerung“, „Dichte“, „Heterogenität“ und der Lebensweise der Großstadt-Bewohner her. Diese drei

⁴ Siehe Kapitel 3.2.1.

Faktoren prägen für ihn die Beziehungen, aber auch die Gesinnung der Bevölkerung, die die Großstadt beherbergt (vgl. Wirth 1938: 10).

Sind die Werte dieser drei Faktoren hoch, weist ein Siedlungsgebiet also eine hohe Bevölkerungsdichte, eine große Zahl an EinwohnerInnen und eine hohe Heterogenität auf, so leben die Städter in einer spezifischen Umgebung, die sich auch auf ihre persönlichen Kontakte und letztlich auf ihr Gemüt auswirkt: Die Kontakte werden als unpersönlicher, segmentärer, die Sozialstruktur als komplexer beschrieben. Aber auch Begriffe wie soziale Mobilität, Instabilität und Einsamkeit verbindet Wirth mit der Stadt (vgl. Wirth 1938: 12ff.). Nachdem es sich um eine kausale Beziehung handelt, besitzt eine Siedlung mit niedrigen Werten obengenannter Faktoren umgekehrte Einflüsse auf seine BewohnerInnen. Ländlichkeit wird durch Stabilität, Integration und geringer sozialer Mobilität charakterisiert (vgl. Halfacree 1993:25).

Soziokulturelle Definitionen versuchen also nicht nur den Raum, sondern auch Gesellschaftsformen zu differenzieren und zu beschreiben, wie und warum unterschiedliche Räume, seien sie urban oder rural, auf den Menschen wirken. Sie sprechen sich demnach bereits für eine Interaktion zwischen räumlichen und sozialen Faktoren aus.

Wie auch die Konzepte früher besprochener Theoretiker, lassen sich Wirths Ansatz und andere soziokulturelle Definitionen kritisieren. Erstens kann und konnte nie von einer einfachen Dichotomie ausgegangen werden, vielmehr passen Gruppen verschieden stark in die von Wirth und anderen entwickelten Schemata (vgl. Halfacree 1993: 25). 1962 veröffentlichte der Soziologe Herbert Gans die Studie „*The Urban Villagers*“, die dies unterstrich. Mithilfe einer teilnehmenden Beobachtung untersuchte er ein halbes Jahr einen Slum in Boston, das Westend. Anstatt eines unpersönlichen, entfremdeten Großstadtteils, wie zuerst vermutet, fand er dort eine Gemeinschaft vor, die für Stadtplaner und Soziologen besser in eine Kleinstadt oder ein Dorf gepasst hätten. Die Menschen wiesen eine Vielzahl an Kontakten und engen persönlichen Beziehungen untereinander auf, und bildeten unterstützende, gemeinschaftliche Netzwerke. Auf der Straße, in den Wohnhäusern und in Läden herrschte ein aktives Leben, es wurde geredet, man grüßte sich. Wirth bezeichnete dieses Gebiet Bostons als *Urban Village*, als Dorf in der Stadt (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 107f.) Auf Basis seiner empirischen Untersuchung kritisierte er

die Faktoren Größe, Dichte und Heterogenität auf deren Erklärungskraft. Das Verschwinden von als unmodern bezeichneten Verhaltensweisen sei nicht alleine auf sie zurückführbar, sondern habe eine Reihe von Gründen, wie zum Beispiel Schichtzugehörigkeit.

„[E]s gibt [...] bis jetzt nicht genug Material, um zu beweisen – noch zugegebenermaßen, um zu widerlegen – daß [sic!] Anzahl, Dichte und Heterogenität der Bevölkerung die gesellschaftlichen Konsequenzen zeitigen, von denen Wirth sprach. Selbst wenn diese Kausalbeziehung verifizierbar wäre, läßt [sic!] sich schließlich zeigen, daß [sic!] ein bedeutender Prozentsatz der Stadtbewohner von diesen Folgen auf Grund gesellschaftlicher Strukturen und kultureller Schemata ausgeschlossen war und noch immer ist [...]“ (Gans zit. nach Häußermann/Siebel 2004: 95).

Ein zweiter Kritikpunkt an soziokulturellen Definitionen behandelt, was auch von Gans schon implizit angesprochen wurde: Nicht nur die Räume, sondern individuelle Lebenssituationen tragen zu einer bestimmten Lebensweise bei. Diese soziokulturellen Konzepte lassen also wenig Platz für individuelle Faktoren.

Viele heutige Publikationen verwenden zur Differenzierung ländlicher Räume eine Kombination aus deskriptiven und soziokulturellen Definitionsformen. Das Österreichische Raumordnungskonzept (ÖREK) 2001 beschreibt ländliche Regionen etwa folgendermaßen:

„Die ländlichen Regionen sind vielfältig strukturiert und längst nicht mehr mit dem landwirtschaftlich genutzten Raum gleichzusetzen. Ländliche Regionen im Umland der großen Städte unterscheiden sich sehr deutlich von jenen in peripheren Lagen oder von ländlichen Regionen mit touristischer Nutzung. Verbindend sind jedoch die geringere Bevölkerungsdichte, spezifische sozioökonomische Strukturen und soziale Lebensweisen, die sich generell – und noch immer – von jenen der städtischen Regionen unterscheiden (ÖROK 2001: 132f.).

An obigem Beispiel lässt sich erkennen, dass Definitionen unklarer werden, je mehr sie an sozialer Realität zu erfassen suchen. Was genau diese unterschiedlichen Lebensweisen sind wird nicht klar definiert. Für die Fragestellung dieser Arbeit, die sich mit dem Ländlichen in der Stadt beschäftigt, scheint auch diese Definitionsform unpassend. Ein Grund dafür ist die den beiden oben beschriebenen Definitionsarten zugrundeliegende Raumkonzeption. Auf diese Thematik soll im nächsten Kapitel näher eingegangen werden.

4.3. Pluralistische Zugänge zu Ländlichkeit

Ländlichkeit in der Stadt ist deskriptiven Definitionsformen zufolge unmöglich, da sowohl urbaner, als auch ruraler Raum an bestimmte Lokalitäten gebunden ist, die sich gegenseitig ausschließen. Genauso sind soziokulturelle Charakteristiken von Lokalitäten beeinflusst und insofern mit ihnen verbunden.

Diese starren Verbindungen von Raum und Gesellschaft wurden bereits im Zuge des weiter oben erwähnten *cultural turn* kritisiert. In der ländlichen Soziologie (und verwandten Disziplinen) ist dieser Diskurs über sinnhafte Modellbildungen, die Raum und Gesellschaft vereinen, bis heute aktuell. Im nächsten Teil der Arbeit sollen daher Ideen und Modelle zur Erfassung von Ländlichkeit vorgestellt werden, die eine Beschreibung des Ländlichen sowohl am Land, als auch in der Stadt, in virtuellen Räumen, etc. zulassen.

Der in den 80er Jahren verwendete Begriff der Lokalität, ein eindeutiger zu fassendes Konzept, das eine allgemeine Abhängigkeit zwischen sozialen Prozessen und räumlichen Regionen konstatiert, wurde zu Beginn der 90er mehr und mehr vom Begriff der Ruralität verdrängt. Ruralität, zuvor als zu unklar abgetan, erschien jetzt als passend, um „neue“ Phänomene wie erhöhte Mobilität, Massen- und Telekommunikation und die sich veränderte Raumnutzung zu beschreiben (vgl. Machold/Wiesinger 2001: 7f.) Auch Mormont erkennt in diesem Zusammenhang neben und in Verbindung mit oben genannten Faktoren, also Mobilität und Kommunikation, die Verlagerung von Raumnutzungen (Arbeitsort und Wohnort, Freizeitorte, ...) und speziellen Raumnutzungen (etwa durch Tourismus) eine Veränderung der sozialen Beziehungen, sowie eine Veränderung der Beziehung zu Raum an sich (vgl. Mormont 1990: 17). Für ihn definiert sich folglich die Beziehung eines Individuums zu einer räumlichen Einheit weniger über seine Zugehörigkeit und stärker über die Möglichkeiten zur Teilhabe an verschiedenen sozialen Netzwerken und Beziehungen. Dieses Phänomen bezeichnet er als „Multilokalität“. Daraus folgt, dass jedes Individuum an verschiedenen Netzwerken teilhaben kann, welche auch jeweils eigene räumliche Bindungen aufweisen. Gleichzeitig bedeutet dies aber auch, dass diese Netzwerke nicht allesamt innerhalb eines abgegrenzten Raumes liegen müssen. Definiert man also einen Raum und die darin lebenden Menschen, so wird man gleichzeitig feststellen, dass diese zur selben Zeit in anderen Netzwerken agieren (vgl. Mormont 1990:

17f.). Auf Ruralität umgelegt wirkt sich diese Sichtweise sowohl auf deren räumliche, als auch soziale Komponente aus. Auf seine räumliche insofern, als dass der physische Raum vom Raum der sozialen Beziehungen getrennt wird. Will man also Ruralität fassen, so ergibt sich durch dieses Konzept eine Vielzahl an Fragen.

Murdoch und Pratt schlugen ebenfalls Anfang der 1990er Jahre ein post-modernes Verständnis von Ländlichkeit vor. Sie thematisierten Machtstrukturen, die den Ruralitäts - Diskussionen unterlagen und kritisierten die Ausblendung von individuellen ländlichen Erfahrungen. Das Ländliche zeigt sich für sie in einem physischen Raum, der allerdings der sozialen Produktion von Ruralität unterliegt (vgl. Jones 1995: 37; Machold/Wiesinger 2001: 9). Dabei unterstreichen sie „the variety of ways in which the 'rural', may be practised in the 'urban', or any other way“ (Murdoch/Pratt zit. nach Jones 1995: 37). Pratt betont einen pluralistischen Zugang zu Ruralität und wendet sich dabei gegen Ideen, die Ruralität als ein gegenteiliges Konzept zu einem etwa urbanen/ industriellen/ nicht-natürlichen bzw. künstlichen Anderen behandelt. Es gibt, so meint er, viele Ruralitäten (vgl. Pratt 1996: 71).

In eine ähnliche Richtung geht auch der Ansatz des englischen Geografen Keith Halfacree. Er untersucht, wie Menschen „Ländlichkeit“ bzw. „Ruralität“ wahrnehmen und unterstreicht in seinen Arbeiten die Wichtigkeit des Einbezugs der Laien-Diskurse in den wissenschaftlichen Diskurs über „Objekte“. Laien-Diskurse sollten demnach als interpretatives Repertoire an sozialen Repräsentationen verstanden werden (vgl. Halfacree 1993: 31).

Er entwirft ein Modell, das – stark an die Arbeiten Henry Lefebvres angelehnt – ein dreidimensionales Verständnis von ländlichem Raum vorschlägt. Diese drei Dimensionen sind *rural localities*, *everyday lives of the rural* und – als neue Qualität – *formal representations of the rural*. Durch Verwendung von sozialen Repräsentationen von Raum, so schlägt er vor, wird materieller Raum rekodiert. „Space becomes imbued with the characteristics of these representations, not only at an imaginative level but also physically, through the use of these representations in action“ (Halfacree 1993: 34).

Es wird bereits deutlich, dass sich durch den Einbezug der beiden anfangs behandelten

Theorien, nämlich einem relativistischen Raumkonzept und der Dimension der sozialen Repräsentationen, neue Fragestellungen eröffnen. Dass nämlich, im Gegensatz zu den in den vorhergehenden Kapiteln bearbeiteten Ansätzen, nicht mehr nach dem gegebenen Ländlichen, sondern nach dem produzierten, unterschiedlichen, subjektiven Ländlichen gesucht wird.

Diese Sichtweise stellt eine wichtige Neuerung in der Theorie zu Ruralität dar. In Bezug auf die vorliegende Arbeit ermöglicht sie erstmals sinnvoll Bilder von Ländlichkeit im urbanen Raum zu erheben, da sie die beiden nicht unbedingt als Dichotomie begreift, sondern dem individuellen Betrachter eine eigene Zuschreibung von Qualitäten an einen Raum zugesteht.

Zwischenbetrachtung

Im vorangegangenen Kapitel wurde deutlich, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, sich dem Thema Ländlichkeit zu nähern. Jede dieser Sichtweisen produziert wiederum verschiedene Bilder von Ländlichkeit. Bisher bewegten sich die Analysen, angefangen mit der Entwicklung von Stadt und Land, aber auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Ländlichkeit hauptsächlich in einem historischen, bzw. einem sozialen Rahmen.

Es wurde ebenfalls herausgearbeitet, dass sich viele der Definitionsansätze von Ländlichkeit entweder auf einer historischen, sozialen oder räumlichen Dimension bewegten. Diese drei Dimensionen wurden zwar in den meisten Fällen miteinander vermischt, jedoch in einem stark ungleichen Verhältnis. Die Idee diese drei Perspektiven als gleichberechtigt zu betrachten wirft neue Fragestellungen auf. Ländlicher Raum ist nun, wie weiter oben festgestellt wurde, nicht mehr unbedingt vordefiniert, sondern wird durch das Individuum als solcher erkannt.

Ein Vertreter dieser Konzeption ist Ed Soja, der nicht nur für einen stärkeren Einbezug einer räumlichen Dimension, sondern – ebenfalls auf Lefebvre wurzelnd – auch für eine differenzierte Betrachtungsweise von Raum plädiert. Raum ist nicht mehr nur da, sondern wird wahrgenommen, ist eine Repräsentation und wird auch gelebt. Durch den Einbezug eines *Thirdspace* der den Dualismus von wahrgenommenem Raum und räumlichen

Repräsentationen zum Verschwinden bringt, kann anders über die räumliche Dimension des menschlichen Lebens nachgedacht werden (vgl. Soja 2003: 270ff.).

Im vorangegangenen Kapitel wurde also deutlich, dass die Aufnahme eines sinnvollen Raumkonzeptes, sowie der Einbezug sozialer Repräsentationen es ermöglichen, die Beschreibung einer Ländlichkeit, die sowohl am Land, als auch in der Stadt Gültigkeit hat, zu finden.

Der Zugang zu Ländlichkeit in der vorliegenden Arbeit orientiert sich demnach an den Prämissen der pluralistischen Definitionsformen und integriert neben verschiedenen wissenschaftlichen Diskursen und Erkenntnissen auch subjektive Assoziationen in Form von Laien-Diskursen. Es soll durch diese Vorgehensweise ein umfangreicher Blick auf Ländlichkeit ermöglicht und eine breite Definition des Begriffes erreicht werden.

5. Die Dreidimensionalität von ländlichem Raum

Abschließend soll Keith Halfacree's Modell für den ländlichen Raum näher vorgestellt werden. Aufbauend auf das Modell Lefebvres entwickelte er ein prozessorientiertes, synergistisches Konzept zur Erfassung des ländlichen Raumes. Sein Ziel dabei ist es, die dualistische Sichtweise auf ländlichen Raum zu überwinden. Dieser Dualismus umfasst dabei erstens den *locality approach*, den Zugang also, der Raum als Lokalität fasst. Es ist der Zugang der PlanerInnen, oft auch der Zugang wissenschaftlicher Arbeiten allgemein.

Der zweite Part des in der wissenschaftlichen Debatte vorherrschenden Dualismus ist der Zugang über soziale Repräsentationen (*social representation approach*), der versucht, den Laien-Diskurs über ländlichen Raum einzufangen und zu beschreiben. Sich entweder auf den einen oder den anderen Zugang zu konzentrieren, führt nach Halfacree zu einem eingeschränkten Blick auf Ländlichkeit. Er ruft daher dazu auf, verschiedene Dimensionen von Ländlichkeit zusammenzuführen und gemeinsam zu begreifen (vgl. Halfacree 2006: 49). Der ländliche Raum ergibt sich demnach aus:

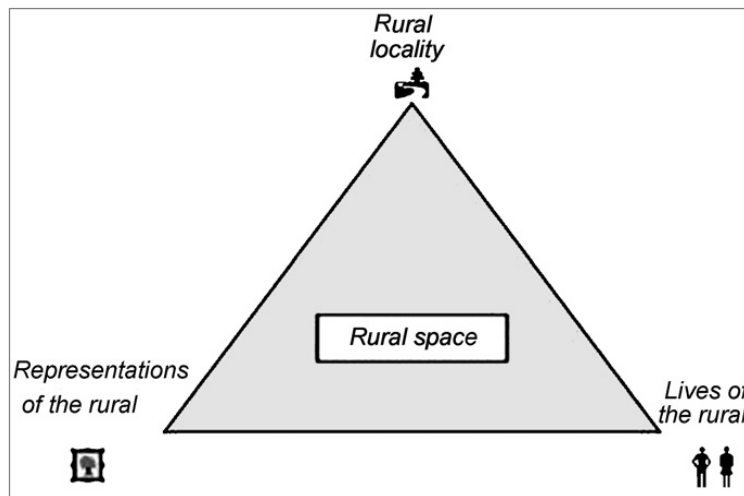


Abb. 2: Ländlicher Raum
 (Quelle: Halfacree 2007: 127)

Rural localities: Diese werden durch verschiedene räumliche Praktiken, die entweder mit der Produktion oder der Konsumtion in Verbindung stehen, gebildet. Hierzu zählt etwa die Agrarwirtschaft, die stark mit dem Ländlichen in Verbindung gebracht wird.

Formal representations of the rural: Formale Repräsentationen, die durch kapitalistische oder bürokratische Interessen ausgedrückt werden. Sie fassen das Ländliche als spezifischen Teil einer Wertschöpfungskette.

Everyday lives of the rural: Dieser dritte Aspekt beinhaltet die individuellen und sozialen Elemente (wie Kultur) in ihrer kognitiven Interpretation (vgl. Halfacree 2006: 51).

Obige Beschreibungen der drei Elemente, die den ländlichen Raum konstituieren machen den Einfluss Lefebvres Kapitalismuskritik auf Halfacree deutlich. In der vorliegenden Arbeit wird diese Sichtweise einbezogen, jedoch nicht unbedingt als vordergründig betrachtet. Halfacree's Modell ist noch immer das Modell eines Geographen, der versucht einen ländlichen Raum zu „lokalisieren“. Er stellt sich also die Frage, wie ländlicher Raum nun wirklich zu ländlichem Raum wird und beantwortet sie, indem er vorschlägt: „The extent to which an individual *place* (at whatever scale) can be said to merit the label ‚rural‘ depends on the extent to which the totality of rural space dominates that place relative to

other spatialities.“ (Halfacree 2006: 51, Hervorhebung im Original).

Die Frage inwieweit diese drei Faktoren kohärent sind, ist kontextabhängig. So werden *formal representations* nie ganz der Dimension der *everyday lives of the rural* entsprechen, genauso wenig decken sich *rural localities* mit den anderen beiden Dimensionen (vgl. Halfacree 2006: 52). In diesem besonderen Spannungsfeld befindet sich auch die Untersuchung der vorliegenden Arbeit, die zu Beginn die Frage nach dem „Land in der Stadt“ stellt und weiterführend nach den Bildern von Ländlichkeit fragt. Es bleibt allerdings anzumerken, dass es nicht vordergründig darum gehen soll, einen ländlichen Raum zu identifizieren, wie Halfacree es vorschlägt, sondern darum, eine differenzierte Sichtweise auf städtischen und ländlichen Raum zuzulassen. Insofern eignet sich Halfacree's Modell, das es im Hinterkopf zu bewahren gilt, da es den Blick weitert und vermeidet, sich in einer Dimension zu verfangen.

Vorerst wird aber, um es mit Marc Mormont zu halten, das Ländliche als „category of the thought“ (Mormont zit. nach Woods 2011: 16) behandelt und darum soll es nun auch im finalen Abschnitt des Theorieteils dieser Arbeit gehen.

6. Repräsentationen von Ländlichkeit

Interesse am Unterschied zwischen Stadt und Land, und somit frühe Konstruktionen der beiden Begriffe, finden sich, laut Bunce, bereits in Fragmenten von mesopotamischen und ägyptischen Schriftstücken, die vor allem den Unterschied zwischen dem agrarischen und dem nicht agrarischen Leben behandeln und darüber hinaus gedanklich die Stadt von der Natur trennen (vgl. Bunce 2005: 4). Die erste Erwähnung eines Begriffes, der dem heutigen Ländlichkeits-Begriff entspricht, beschrieb einen „offenen Raum“ und deutete auf die Notwendigkeit hin, die neu entstehenden Städte von dem sie umgebenden Raum abzugrenzen (vgl. Woods 2011: 17).

Im alten China, so schreibt Bunce (vgl. 2005: 4), wurden über zwei Jahrtausende hinweg die Vorzüge der Stadt bzw. des Landes beschrieben und diskutiert, wobei die

Landwirtschaft als der in den Städten vorherrschenden Geldwirtschaft und dem Handel, überlegen angesehen wurde.

Im antiken Griechenland entwickelte sich als Gegenerscheinung zur Dominanz der Städte im Alexandrinischen Zeitalter eine philosophische und literarische Strömung, die das Land und das Leben am Land als Ideal ansah (vgl. Bunce 2005: 4). Ein Beispiel dafür ist der Mythos Arkadien, in der Künstler das Landleben verklärt darstellten.⁵

Eine ähnliche Tendenz erfasste auch das augusteische Rom. Das Land wurde als Ort des Vergnügens, der Entspannung und der Unschuld romantisiert, war aber auch Ort der agrarischen Produktion und spielte eine bedeutende Rolle für den militärischen Bereich. Gleichzeitig wurden die Menschen, die vom Land in die Stadt kamen tendenziell als „primitiv“ und „ungehobelt“ bezeichnet (vgl. Bunce 2005: 4f.; Woods 2011: 17).

Diese Beispiele einer Idealisierung des Ländlichen stellen nur einen Aspekt der Betrachtungsweise von Stadt und Land dar. Wie im letzten Absatz deutlich wird, wurde das Ländliche im Laufe der Geschichte nicht nur idealisiert, sondern auch mit negativen Assoziationen beladen oder dem Urbanen untergeordnet. Rye unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen *the rural idyll* und *the rural dull* (vgl. Rye 2004: 5). In anderen Publikationen finden sich neben dem wenig gebräuchlichen *rural dull* noch *rural horror* oder *rural deprivation* (vgl. Powell/Taylor/Smith 2008:3).

6.1. The rural idyll

Rye beschreibt drei Aspekte des *rural idyll*:

Erstens die Natur bzw. das Natürliche. Das Leben am Land wird dabei im Gegensatz zur Stadt als natürlicher beschrieben. Zweitens das soziale Gefüge. Gesellschaften am Land werden als Gemeinschaften mit starkem Zusammenhalt, die Beziehungen als vergleichsweise stärkere Bindungen gedacht. Dies äußert sich in einer vergleichsweise

⁵ Arkadien ist erstens die Bezeichnung für eine Präfektur der Peloponnes. Zweitens handelt es sich bei dem „Mythos Arkadien“ um eine seit dem Hellenismus zuerst in der Literatur und später in anderen Künsten auffindbare, verklärte Beschreibung, die Arkadien als einen idyllischen Ort an dem Menschen frei von gesellschaftlichen Zwängen wie Erwerbstätigkeit, etc. in Zufriedenheit als Hirten leben (vgl. <http://www.griechenland-lexikon.de/Arkadien.html> [Zugriff: 06.03.2012]).

ausgeprägteren Hilfsbereitschaft, Freundschaft und vor allem darin, dass sich die Mitglieder einer Gemeinschaft kennen. Der dritte Aspekt der ländlichen Idylle ist Ruhe und Beschaulichkeit, ebenfalls im Gegensatz zur Hektik und Rastlosigkeit der Stadt (vgl. Rye 2004: 4f.).

Woods beschreibt *rural idyll* als „[o]ne of the most powerful and enduring ideas about the rural [...]“ (Woods 2011: 21). Auch er erkennt ländliche Idylle als die Vorstellung eines Ortes der Ruhe und der einfachen Werte. Darüber hinaus verbindet sich für ihn der Gedanke eines *rural idyll* mit der Flucht vor der Modernität. Besonders während des auslaufenden 19. bzw. des beginnenden 20. Jahrhunderts, in der Zeit also, in der Europa und Nordamerika zunehmend urbanisiert wurden, wurden Repräsentationen von ländlicher Idylle populär. Nicht nur auf wissenschaftlicher Ebene förderten diese Bilder Diskussionen über Anti-Urbanismus (vgl. Woods 2011: 21).

Bunce beschreibt diese Tendenz als *armchair countryside* und meint damit: Bilder vom Land, erdacht von Menschen, die großteils in einem urbanen Umfeld leben, wenig Kontakt zu Natur, dem Land und ländlichen Gesellschaften haben und ihre Bilder aus Literatur und Massenmedien beziehen (vgl. Bunce 2005: 30). *Armchair Countryside* beschreibt also eine Idylle, die vor allem von außen an das Land herangetragen wurde.

Ähnlich bezeichnet auch Bell die ländliche Idylle als „[...] imagination, as a symbolic landscape, as urbanism's other“ (Bell 2006: 150). Auch er sieht also *the rural idyll* als Konstruktion, die im Gegensatz zum Urbanen steht, geht aber noch weiter und meint, dass das Land gar nicht ohne die Stadt existieren kann und schließt daraus: „So the place to find the rural idyll is in the city, since that is where it is made. Idyllization is a symptom of urbanization then“ (Bell 2006: 150). Als urbaner Gedanke produziert die ländliche Idylle Binaritäten, die beschreiben, wer oder was zum Land bzw. in die Stadt gehört.

Bell beschreibt aber auch neue, transnationale Formen des *rural idyll*, die vor allem mithilfe von Globalisierungsprozessen transportiert werden. Ein Beispiel ist *the media idyll*: Bilder von Ländlichkeit, die durch die Entertainment-Industrie produziert werden. Aber auch *the tourist idyll* oder *the gastro idyll* gehören diesen transnationalen Repräsentationen an. Zu Letzterem zählt er Bewegungen, wie etwa das *Organic-Food-Movement*. Sie verwenden Bilder des *rural idyll* und ihre Verbindung zu Natur,

Gesundheit, Umwelt in einer globalisierungskritischen Form. *The rural idyll* ist für ihn ein dichter Komplex aus Bildern, Vorstellungen, Repräsentationen, die sich in den verschiedensten Ideen zeigen: In der Diskussion über globale Dörfer ebenso wie in der Mode (vgl. Bell 2006: 156).

Es wird deutlich, dass *the rural idyll* meist eine verklarte und romantisierte Sichtweise auf eine Lebensform, die als echter, einfacher und natürlicher gilt, darstellt. Ohne zu berücksichtigen, wie das tatsächliche Landleben aussieht, wird das Land als Ort der Stabilität, des gemeinschaftlichen Zusammenhalts und der Zugehörigkeit dargestellt. Es wird ein Raum des Rückzugs bzw. der Flucht aus der Stadt (vgl. Valentine 1997: 137).

6.2. The rural dull

Die Idee des *rural idyll* kann als dominante Konstruktion des Ländlichen beschrieben werden. Alternativ dazu findet sich ein in der Literatur weniger stark diskutiertes Phänomen, *the rural dull* oder *rural horror*, das Rye in seiner Untersuchung zu Bildern vom Land unter Teenagern beschreibt (vgl. Rye 2004: 5). *The rural dull* präsentiert die Kehrseite des *rural idyll* und zeigt andere Perspektiven auf das Land. *The rural dull* denkt das Ländliche und ländliche Gesellschaften als anti-modern, weniger fortschrittlich bzw. rückschrittlich und weniger tolerant als urbane Gesellschaften. Auch stärkere soziale Kontrolle, als Teil eines stärkeren Zusammenhaltes unter den Mitgliedern ruraler Gesellschaften zählt zu den Repräsentationen des *rural dull* (vgl. Rye 2004: 5).

Ebenso spricht Laegran von zwei gegensätzlichen Auffassungen von Ländlichkeit, die sich in Norwegen feststellen lassen⁶. Auch sie bezeichnet sie als *idyll* und *dull*. Laegran sieht den Grund dafür unter anderem in einem „urbanen Trend“, der besonders über Medien verbreitet wird und den Fokus auf das Stadtleben setzt. Im Gegensatz dazu wird das Ländliche als langweilig, rückständig und altmodisch dargestellt (vgl. Laegran 2002: 158).

⁶ Aufgrund der empirischen Ergebnisse, aber auch der breiten Übereinstimmung von wissenschaftlichen Erkenntnissen aus dem europäischen und nordamerikanischen Raum lassen sich diese Bilder von Ländlichkeit meiner Meinung nach – und unter Berücksichtigung nationaler Gegebenheiten – auf die Situation in Österreich umlegen.

Bell weist in diesem Zusammenhang auf die bewusste Konstruktion von Anti-Idyllen hin und prägt den oben erwähnten Begriff *rural horror*. Beispiele sind für ihn etwa Horrorfilme, die als Szenerie meist das Land verwenden. Er betont, dass im Prozess der Konstruktion einer Idylle gleichzeitig Gruppen und Formen des ländlichen Lebens, die nicht in dieses Bild passen, ausgeschlossen werden (vgl. Bell 2006: 151). Bell beschreibt dies als *Othering*. *Othering*, als Konzept der Soziologie nicht unbekannt, bezeichnet die bewusste Distinktion, sowie Klassifizierung von Menschen und Gruppen als andersartig und ihre negative Bewertung (vgl. Schönhuth o.J.: o.S.).

Ein Beispiel dafür stellen die US-amerikanischen Bezeichnungen *hillbillies* (Hinterwäldler) bzw. *white trash* dar. Stewart beschreibt in diesem Zusammenhang in ihrer ethnographischen Studie das Image der Bevölkerung von Appalachia, einer ländlichen Region in den USA folgendermaßen: „[...] white, poor, rural, male, racist, illiterate, fundamentalist, inbred, alcoholic, violent, and given to all forms of excess, degradation, and decay“ (Stewart 1996 zit. nach Robertson 2005: 197).

Hinsichtlich dieser negativ konnotierten ländlichen Repräsentationen spricht Bell von *rural deprivation*. Aufgrund der Dominanz eines idealisierten Bildes des Ländlichen werden negativ assoziierte Aspekte wie Armut geleugnet. „This hegemonic idyll is so powerful, Cloke (1994) argues, that it renders terms like 'rural poverty' or 'rural deprivation' as culturally illegible, since life in the country can never be 'poor' or 'deprived' (Bell 2006: 152).

Das Konzept des *rural dull* beschreibt also Repräsentationen, die allgemein negativ konnotiert werden. Hierzu gehört vor allem das Landleben, das als langweilig und rückständig beschrieben wird. Aber auch die ländliche Bevölkerung, die mit negativen Bewertungen beschrieben wird und der soziale Zusammenhalt, der nun nicht mehr positiv wahrgenommen wird, sondern vielmehr mit Überwachung und dem Einbüßen der Privatsphäre in Verbindung gebracht wird.

6.4. Zwischenbetrachtung

Für die Beantwortung der Forschungsfragen war der Blick in die Literatur insofern aufschlussreich, als folgende Begriffsbedeutungen bzw. -dimensionen von Ländlichkeit als zentral erkannt wurden:

- *Historische Dimension:* Auffassungen, die Stadt und Land als zwei Siedlungsformen begreifen, die auf einer unidirektional gerichteten Zeitachse liegen bzw. sie als ungleich entwickelt ansehen, versehen Ländlichkeit mit einer zeitlichen Dimension.
- *Soziokulturelle Dimension:* Soziale oder kulturelle Zuschreibungen an Gruppen und Individuen in ländlichen Regionen.
- *Räumliche Dimension:* Das Begreifen von Ländlichkeit als Lokalität. Die Zuschreibungen von Dichte oder Größe beschreiben Ländlichkeit anhand einer räumlichen Dimension.
- *Ökonomische Dimension:* Wahrgenommene Unterschiede in der Art der Produktion bzw. der Konsumption.

Auf diese Dimensionen wird in der Ergebnisdiskussion zurückgekehrt, um sie mit den Inhalten aus den geführten qualitativen Interviews kontrastieren und ggf. hinterfragen, abändern, bzw. erweitern zu können. Damit wird der diffuse Begriff Ländlichkeit auf empirischer Basis ein Stückweit konkretisiert und das ist letztlich das Ziel der vorliegenden Diplomarbeit.

7. Methodische Herangehensweise

*Hinter jedem Foto steht ein Relevanzurteil
(Robert Castel)*

Zu Beginn der vorliegenden Untersuchung wurden mehrere, die Arbeit leitende, Forschungsfragen angeführt. Im Vordergrund stand dabei die Frage nach den Bedeutungsdimensionen des Begriffs Ländlichkeit, d.h. die Frage, inwieweit sich mithilfe des Begriffs Ländlichkeit – abseits der Definition einer geografischen Kategorie bzw. Region – andere Aspekte sozialen Zusammenlebens beschreiben lassen, etwa kulturelle, aber auch soziale oder ökonomische. Im vorangegangenen theoretischen Exkurs wurden bereits mehrere Dimensionen von Ländlichkeit beschrieben und benannt, wobei deutlich wurde, dass Ländlichkeit nicht als statisches Konzept verstanden werden kann, sondern als eine Menge an Repräsentationen, die sich zwar gleichen, genauso gut aber individuell verschiedene Formen annehmen können. Diese möglichen Bedeutungsdimensionen näher zu beleuchten und die Beantwortung der übrigen Forschungsfragen (nach der Ländlichkeit im städtischen Raum und der Herkunftsprägung der ProbandInnen) stehen daher im Mittelpunkt des empirischen Teils.

In diesem Kapitel soll nun die, für die Erhebung verwendete Methode vorgestellt und begründet werden. Gleichzeitig werden auch ihre Grenzen festgestellt und Kritikpunkte eingebracht. Daran anschließend werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargestellt und diskutiert.

7.1. Die Fotobefragung

Um einer Forschungsfrage, die an den Sinndeutungen des Subjekts ansetzt, gerecht zu werden, fiel die Wahl des Forschungszugangs auf das qualitative Paradigma. Grundsätzlich betrachtet dieses das „Handeln einer Person immer im gesellschaftlichen Kontext“ (Froschauer/Lueger 1992: 12), wobei Handeln auch Kommunikationsprozesse einschließt. Dies bedeutet, dass in der Vorstellung qualitativ orientierter Sozialforschung Subjekte nie völlig unabhängig von gesellschaftlichen Strukturen und ihrem „Lebenszusammenhang“ handeln, sondern vielmehr Gesellschaft einerseits die Einstellungen und Handlungen einer

Person (mit-)formt und umgekehrt das Individuum durch seine Handlungen gesellschaftliche Strukturen reproduziert, formt oder verändert. Die Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Individuum bilden nun Kommunikationsprozesse, denen in der qualitativen Sozialforschung, wie auch in der vorliegenden Arbeit insofern eine große Bedeutung zukommt, als dass versucht wird, aus ihnen Aussagen über die subjektive Wahrnehmung eines Individuums, d.h. sein/ihr Erleben der Umwelt, etwaige Bedeutungszuschreibungen und die Grundlagen seines/ihres Handelns abzuleiten (vgl. Froschauer/Lueger 1992: 12).

In Hinblick auf die Fragestellungen fiel die Wahl der Methode, die in dieser Diplomarbeit zur Anwendung kommt, auf die Fotobefragung. In anderen Veröffentlichungen unter der Methode der reflexiven Fotografie (Dirksmeier 2007: 73) bekannt, scheint sie für diese explorative Untersuchung deswegen interessant, weil sie zusätzlich zu einem qualitativen Interview für die ProbandInnen einen Anreiz darstellt, sich mit der Fragestellung ("Was ist für dich in der Stadt ländlich?") auseinanderzusetzen und sich bereits vor dem Interview Gedanken zu machen. So sollen detailliertere Bilder und „Daten“ zu einem, an sich sehr schwierig zu fassenden Thema gewonnen werden.

Es handelt sich bei der Fotobefragung um eine qualitative Methode aus dem Bereich der visuellen Soziologie, genauer gesagt um eine partizipative Erhebungsmethode, die sich dadurch auszeichnet, dass sie die Befragten aktiv in den Forschungsprozess einbindet (vgl. Kolb 2008a: 1). Der Involvierungsgrad der ProbandInnen ist relativ hoch: Sie entscheiden, was sie fotografieren – Vorannahmen und Vorstellungen der Forscher spielen hierbei keine Rolle. Im Interview erläutern sie die Fotografien, schlüpfen also sozusagen in die Rolle von ExpertInnen und geben den Bildern ihren Sinn. Die Fotografie ist in dieser Hinsicht einerseits eine Gedankenstütze, bzw. ein Anreiz um sich mit dem interessierenden Thema zu beschäftigen, und andererseits eine Hilfe im Kommunikationsprozess zwischen ForscherIn und ProbandIn, sowie im Interpretationsprozess (vgl. Kolb 2008a: 1 und Wuggenig 1990: 112).

Der Ablauf der Forschung kann nach Kolb (2008b: 6) in vier Phasen beschrieben werden. In der *opening phase* werden die Fotobefragten in das Forschungsprojekt und die Methode der Fotobefragung eingeweiht. Im Falle der vorliegenden Untersuchung geschah dies in

Form eines kurzen Textes, der ihnen per E-Mail zugesandt wurde. Sie beginnen, über das Thema zu reflektieren. Eventuell werden (Einweg-) Kameras ausgeteilt, wobei das in diesem Fall unterlassen wurde, da alle ProbandInnen versichern konnten, eine Kamera oder ein Mobiltelefon mit Kamera zu besitzen.

Der aktive Erhebungsprozess beginnt für die ProbandInnen in der zweiten Phase, der *photo shooting phase*. Die vorangegangenen Reflexionen münden in ein aktives Handeln, d.h. in das Fotografieren von verschiedenen sozialen Szenen, Subjekten oder materiellen Umgebungen, die für sie eine sinnvolle Antwort auf die Aufgabenstellung darstellen. Der/die Befragte wird hierbei zum/zur aktiven PartnerIn (vgl. Kolb 2008b: 6). Die ProbandInnen wurden gebeten rund 5 Fotos im dicht verbauten Wiener Stadtgebiet zu schießen. Die Anzahl der Fotos resultierte aus der Überlegung *weniger* ProbandInnen *mehrere* Fotos machen zu lassen. Diese Idee entstand deshalb, weil sich in vorangegangenen Gesprächen über das Thema gezeigt hatte, dass es bestimmte Repräsentationen und Bilder gab, die sehr schnell mit Ländlichkeit in Verbindung gebracht wurden und andere, die erst einiges an Nachdenken bedurften. Um also vorzubeugen, dass 50 ProbandInnen je ein Foto etwa eines Parks schießen, wurden 10 Personen gebeten, rund 5 Bilder zu fotografieren. Wie bereits weiter oben in der Darstellung der Fragestellungen betont wurde, soll das Ziel der Erhebung nicht eine verallgemeinerbare Repräsentation von Ländlichkeit sein, sondern die Beschreibung möglichst vieler Bilder und Bedeutungsdimensionen, die anschließend in Hinblick auf ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede bearbeitet werden sollen.

Die zweite Einschränkung der Aufgabenstellung war die Konzentration auf den dicht verbauten Wiener Stadtraum, auf die weiter unten noch näher eingegangen wird.⁷

Die dritte Phase, die *decoding phase* beinhaltet die Durchführung des Interviews, bei dem die Befragten ihre Fotos erklären, beschreiben und die ihnen zugrundeliegenden Reflexionen verbalisieren. In der finalen *analytical scientific interpretation phase* wertet der/die ForscherIn die, in den vorangegangenen Phasen erhobenen, Daten aus.

Der Sinn einer Fotobefragung soll unter Rückgriff auf Lefebvre und Halfacree noch einmal aus einer anderen Perspektive begriffen werden. Wie weiter oben ausgeführt, beschreiben

⁷ Siehe Kapitel 7.2.

beide Autoren (und mit ihnen andere wie Soja, etc.) Raum als eine Triade von Dimensionen. Wiewohl die soziale Praxis oder *perceived space* und die Repräsentationen von Raum oder *conceived space* im Lefebvreschen Sinne, sowie die *rural localities* und die *formal representations of the rural* bei Halfacree relativ einfach zu erkennen sind, so ist das methodische Erfassen von Repräsentationen von Raum *lived space* oder *lives of the rural* weitaus schwieriger (vgl. Lefebvre 1991: 33; Halfacree 2007: 127). Die Methode der Fotobefragung erwies sich dahingehend als sinnvoll, als sie dazu beitrug, diese Schwierigkeit abzufedern: Eine wissenschaftliche Arbeit, eine empirische Erhebung, sei sie qualitativ oder quantitativ, kommt nicht umhin Wörter, Diskurse und Konzepte zu verwenden. Genau dem entzieht sich aber diese dritte Dimension von (ländlichem) Raum. Sie existiert zuallererst in der Vorstellung einer Person und kann in einem nächsten Schritt sprachlich ausgedrückt werden. Dies bedarf einer gewissen Bildung, also der Fähigkeit sich seiner Gedanken, Bilder und Imaginationen gewahr zu werden, bzw. diese auszudrücken. Die Fotobefragung erschien dahingehend als eine geeignete Form der Erhebung, als dass sie durch den Akt des Fotografierens Bilder einfängt, es also dem/der ProbandIn erlaubt, sich möglicherweise über die Bedeutung seiner oder ihrer Vorstellungen noch gar nicht ganz im Klaren zu sein, sie aber bereits festzuhalten. Erst in einem zweiten Schritt, dem Interview, wird versucht, die Gedanken und Assoziationen – allerdings in ständigem Rückbezug auf das Bild – in Worte zu fassen und somit dem/der WissenschaftlerIn eine Information zukommen zu lassen, die für diese/n auch theoretisch verwertbar ist.

7.2. Die Auswahl des Untersuchungsortes

Um die Untersuchung interessanter zu gestalten, wurden die ProbandInnen gebeten, die Fotografien nur im dicht verbauten Wiener Stadtraum zu schießen. Dies hat zwei Gründe: Zum einen liegt die Vermutung nahe, dass so detailliertere Bilder entstehen, die mehr über das Konstrukt Ländlichkeit aussagen, als dies bei Fotografien am Wiener Stadtrand (oder am Land) der Fall sein könnte. Diese Vorgehensweise wurzelt in der Idee, dass die ProbandInnen – also die FotografInnen – im dicht verbauten Raum, von der Stadt umgebene Merkmale fotografieren, die für sie ländlich sind, oder sie ans Land erinnern,

während es ohne die Einschränkung etwa ausreichen könnte, eine Landschaftsaufnahme der Wiener “Hausberge” zu wählen.

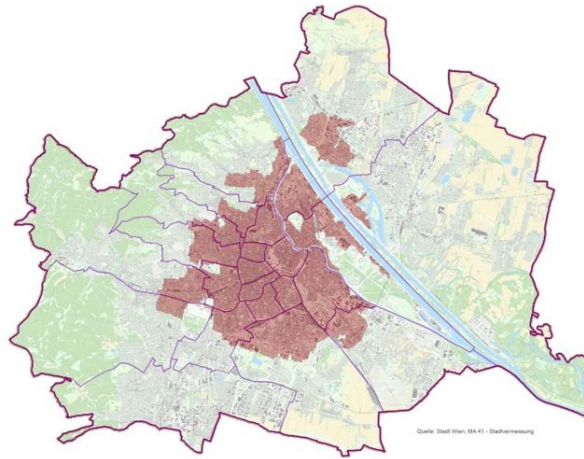


Abb. 3: Wien – dicht verbaut

Quelle: eigene Darstellung durch Überlagerung zweier Karten der Stadt Wien⁸

Zur Einschränkung des Stadtraums wurde ein Dichtemaß gewählt, laut dem als dicht verbauter Stadtraum jener Raum gilt, der eine Nettogeschossflächenzahl von mindestens 2,0 aufweist.⁹ Die Grundlage jener Karte, die den ProbandInnen als Vorlage dienen sollte und von mir (durch die Überlagerung mit einer die Bezirksgrenzen u.ä. beinhaltenden Karte) verändert wurde, stammt aus dem STEP 05 – Bericht, der von der Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 herausgegeben wurde.¹⁰

⁸ Karte mit Bezirksgrenzen:

<https://www.wien.gv.at/wienatshop/images/GetImage.ashx?id=6964&size=normal>

Wien-Karte mit dicht bebautem Stadtgebiet:

<https://www.wien.gv.at/wienatshop/images/GetImage.ashx?id=5341&size=normal> [Zugriff: 27.07.2011]

⁹ Die Nettogeschossflächenzahl (NGFZ) in einem Gebiet kennzeichnet die erzielbare Geschoßfläche. Genauer beschreibt sie das Verhältnis zwischen der erzielbaren Geschoßfläche und den für Bauzwecke gewidmeten Grundstücksflächen (Nettobauland); NGFZ 1,0 bedeutet daher ein Verhältnis von 1:1, NGFZ 2,0 bedeutet, dass die Geschoßfläche doppelt so groß ist wie die Fläche des Nettobaulandes (vgl. Stadtentwicklungsplan (Step05) 2005: 177)

¹⁰ Dabei wurde die Tatsache, dass die ursprüngliche Karte eine Art Zielvorstellung der Stadtentwicklung in Bezug auf die dichte Bebauung in Wien vorgibt, sehr wohl beachtet. In einem Gespräch versicherte mir Michael Rosenberger, Mitarbeiter der MA 18, dass der Bereich des dicht bebauten Stadtgebietes (im Gegensatz zu den weniger dicht bebauten Gebieten Wiens) größtenteils gänzlich genauso bereits existiert. Kleine Abweichungen einzelner Flächen werden der Qualität der Untersuchung keinen Abbruch tun.

7.3. Die Auswahl der ProbandInnen

Es wurden insgesamt 10 Befragungen durchgeführt. Aus der vierten Forschungsfrage ergab sich das erste Kriterium der Auswahl der ProbandInnen: die Herkunft. Es wurden daher fünf Personen ausgewählt, die in Wien geboren und aufgewachsen sind und weitere fünf Personen, die in kleinen, ländlichen Gemeinden (bis etwa 2000 Einwohner) aufgewachsen sind. Des Weiteren entstammen die ProbandInnen einer ähnlichen Altersklasse (23-27 Jahre). Der Fokus auf junge Erwachsene gewährleistet einerseits, dass Personen, die erst für eine universitäre Ausbildung, etc. aus kleinen Gemeinden nach Wien gezogen sind, eine ähnliche Kenntnis der Stadt aufweisen. Andererseits ist dieses Vorgehen dahingehend kritisierbar, als dass es mögliche spezifische Repräsentationen älterer Semester – sofern vorhanden – unberücksichtigt lässt. Die Ausweitung der Forschung auf weitere Altersgruppen würde daher eine interessante Erweiterung darstellen.

Die Auswahl der ProbandInnen, die die beiden Aufnahmekriterien erfüllten, erfolgte über das sogenannte Schneeballprinzip (vgl. Diekmann 2006: 346f.). Das bedeutet, dass ein erster Informant weitere Personen nennt, die die gewünschten Eigenschaften erfüllen. Diese nennen dann wieder Personen, die geeignet sind, usw. Dieses Samplingverfahren weist einige Vorteile auf, etwa dass es sich als sehr ökonomisch, effizient und wenig zeitaufwendig herausstellte. Zudem kommt, dass – durch die vorhergehende Information einer vertrauten Person – sehr schnell eine Vertrauensbasis hergestellt werden konnte. Nachteile, etwa dass es sich dabei nicht um eine Zufallsstichprobe handelt, wurden bewusst in Kauf genommen, da es sich bei einer qualitativen Stichprobe nicht um eine repräsentative Stichprobe handelt und angenommen wurde, dass sich bereits durch die vorab definierten Herkunftsmerkmale eine Variation der Ergebnisse einstellte.

7.4. Die Interview-Situation

Die Interview-Situation unterscheidet sich bei der Fotobefragung von klassischen qualitativen Interviews. Erstens erhalten die ProbandInnen vorab Informationen über das Thema und müssen sich zweitens - und das ist bei der Durchführung des Interviews ein

wesentlicher Faktor - zwangsläufig bereits vor dem Interview Gedanken über das vorgestellte Thema und ihre eigenen Einstellungen dazu machen, um die Aufgabenstellung (das Fotografieren) erfüllen zu können. Dieser Faktor erleichtert den Gesprächseinstieg wesentlich.

Trotzdem orientierte sich die Fotobefragung an den Vorgaben des klassischen qualitativen Interviews nach Froschauer und Lueger, das sich durch Offenheit, Kommunikation und den Prozesscharakter auszeichnet (vgl. Froschauer/Lueger 1992: 16ff.) Es wurde zudem vor den Interviews ein kurzer Leitfaden als Gedächtnisstütze angefertigt, der die wesentlichen interessierenden Dimensionen, sowie einen Kurzfragebogen zur Erfassung der demografischen Daten enthält.¹¹ Die Erhebung der sozialstatistischen Daten durch den Kurzfragebogen wurde dem eigentlichen Interview nachgestellt, um zu verhindern, dass sich eine Art Frage-Antwort-Struktur durch das ganze Interview zieht. Ebenso wurde davon ausgegangen, dass einige relevante Merkmale bereits während des Interviews zur Sprache kommen könnten.

Das qualitative Interview zeichnet sich durch vier Phasen aus und wird durch die Phase des Gesprächeinstiegs eingeleitet (vgl. Froschauer/Lueger 1992: 43). Durch eine offene Einstiegsfrage („Was ist auf dem ersten Bild zu sehen?“) wird die interviewte Person dazu animiert, die Strukturierungsleistung selbst zu übernehmen und beginnt zu erzählen, womit die Überleitung zur zweiten Phase, der Phase der Haupterzählung geschieht. Das qualitative Interview zeichnet sich dadurch aus, dass ein Nachfragen während des Interviews jederzeit möglich ist, jedoch wird während der Haupterzählungsphase versucht, den/die ProbandIn möglichst frei sprechen zu lassen. In der Phase „[...] des immanenten Nachfragens und Weitererzählens“ (Froschauer/Lueger 1992: 44) werden nun analyserelevante Fragen eingebracht oder um eine genauere Erläuterung gewisser Themen von Interesse gebeten. In der „Phase der exmanenten Fragen und Antworten [...]“ (Froschauer/Lueger 1992: 44) können nun Fragen gestellt werden, die Themen betreffen, die bisher noch nicht angesprochen wurden. Das Interview findet schließlich in der Phase des Gesprächsabschlusses sein Ende (vgl. Froschauer/Lueger 1992: 43f.).

Die Interviews selbst bewegten sich in einem Zeitrahmen von etwa 20 Minuten bis 45 Minuten. Die Wahl des Interviewortes wurde den ProbandInnen überlassen, wobei sich

¹¹ Vgl. Anhang

acht Personen für ein Café/Restaurant und zwei für die eigene Wohnung entschieden. Die Durchführung der Interviews zog sich etwa über einen Zeitraum von vier Monaten (06. 10 2011 bis 01.02.2012).

7.5. Die Auswertung der Interviews

Alle ProbandInnen gaben bereits vor dem eigentlichen Interview ihre Zustimmung zu einer Tonbandaufzeichnung, die im Gegensatz zu einem Gesprächsprotokoll vor allem durch ihre Genauigkeit wesentliche Vorteile bietet. Als Vorbereitung für die Auswertung wurden sämtliche Interviews vollständig transkribiert, wobei sich die Transkriptionen auf die Vorschläge zur Transkription von Interviews von Froschauer und Lamnek bezogen (vgl. 1992: 88).

Die Auswertung der Interviews orientiert sich an den Vorgaben der Themenanalyse nach Froschauer und Lueger. Die Themenanalyse scheint vor allem deshalb als geeignet, weil sie einen Überblick über die, im Interview hervortretenden Themen ermöglicht und deren Kernaussagen zusammenfasst. Ziel der Analyse ist eine sinnvolle und differenzierte Erfassung relevanter Einstellungen und Meinungen von Personen (oder Gruppen).

Dabei unterscheiden Froschauer und Lueger zwei Variationen, die Textreduktionsverfahren und die Codierverfahren, wobei letztere eine genauere Analyse der Textinhalte zulassen und somit die einzelnen Interviews nicht nur komprimieren, sondern gleichzeitig auch analytisch erweitern. In Hinblick auf die Forschungsfragen, schien die zweite Möglichkeit angemessen.

Der Ablauf der Analyse lehnt sich an die von Froschauer und Lueger vorgeschlagenen Schritte zur Textcodierung an:

In einem ersten Schritt werden dabei zentrale Aussagen des Textes codiert, wobei Codieren in diesem Zusammenhang das Benennen von Themenkategorien bezeichnet. Diese Themenkategorien werden durch Subkategorien genauer beschrieben. Diese Subkategorien stellen die zentralen Begriffe und Komponenten der Themen dar. Auch sie können ihrerseits wieder Kategorien beinhalten. Die gefundenen Themenkategorien werden im Anschluss daran in Hinblick auf ihre Bedeutung für die Forschungsfrage(n), bzw. im Text,

strukturiert. Es entsteht ein hierarchisches Kategoriensystem, das einen Vergleich verschiedener Interviewtexte vereinfacht und eine Interpretation des gesamten Textes in Bezug auf die Forschungsfrage ermöglicht (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 158ff.).

7.6. Methodenkritik

Wenn die Untersuchung auch sehr zufriedenstellende Ergebnisse brachte, so soll doch an dieser Stelle kurz über ihre Schwächen reflektiert werden. Wie oben erwähnt wäre eine Ausweitung der Untersuchung auf andere relevante Altersgruppen wahrscheinlich sehr interessant und könnte mitunter differierende Ergebnisse liefern. Zweitens soll erwähnt werden, dass positive Zuschreibungen im Allgemeinen die negativen überwiegen und Antworten, die dem/der Befragten inkorrekt erschienen häufig im Nachhinein ausgebessert wurden. Dieses Phänomen wird in der Sozialforschung als „Soziale Erwünschtheit“ bezeichnet und führt im Rahmen eines Interviews zu mehr oder weniger starken Verzerrungseffekten (vgl. Diekmann 2006: 382f.). Durch gezieltes Nachfragen wurde versucht, diesem Antwortverhalten entgegenzuwirken.

8. Ergebnisse der qualitativen Analyse

8.1. Dimensionen von Ländlichkeit

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche Dimensionen des Begriffs Ländlichkeit in der empirischen Untersuchung herausgefunden werden konnten und was diese beschreiben.

Im Zuge der Auswertung wurden dabei fünf Kategorien benannt, die sich ihrerseits wieder in Subkategorien differenzieren lassen. Diese fünf Kategorien sind meines Erachtens hauptsächlich an der Bildung von sozialen Repräsentationen des Ländlichen beteiligt. Unterschieden werden folgende Komponenten:

- Räumliche Dimension
- Zeitliche Dimension
- Soziale Dimension
- Ökonomische Dimension
- Kulturelle Dimension

Nachfolgend werden diese fünf Dimensionen mit ihren jeweiligen Subkategorien unter Rückbezug auf die erste Forschungsfrage nach den Bildern von Ländlichkeit beschrieben. Dieser Vorgang gestaltet sich insofern als schwierig, als dass jede gefundene Repräsentation mehrere Dimensionen in sich vereint. Ein Beispiel ist die Fotografie einer Kirche, die einerseits als Gebäude eine räumliche Komponente aufweist, gleichzeitig aber auch einen sozialen und kulturellen Charakter besitzt. Anschließend soll daher der Versuch unternommen werden, diese Dimensionen zu entwirren und somit den Begriff Ländlichkeit abstrahierter betrachten zu können und definieren zu können.

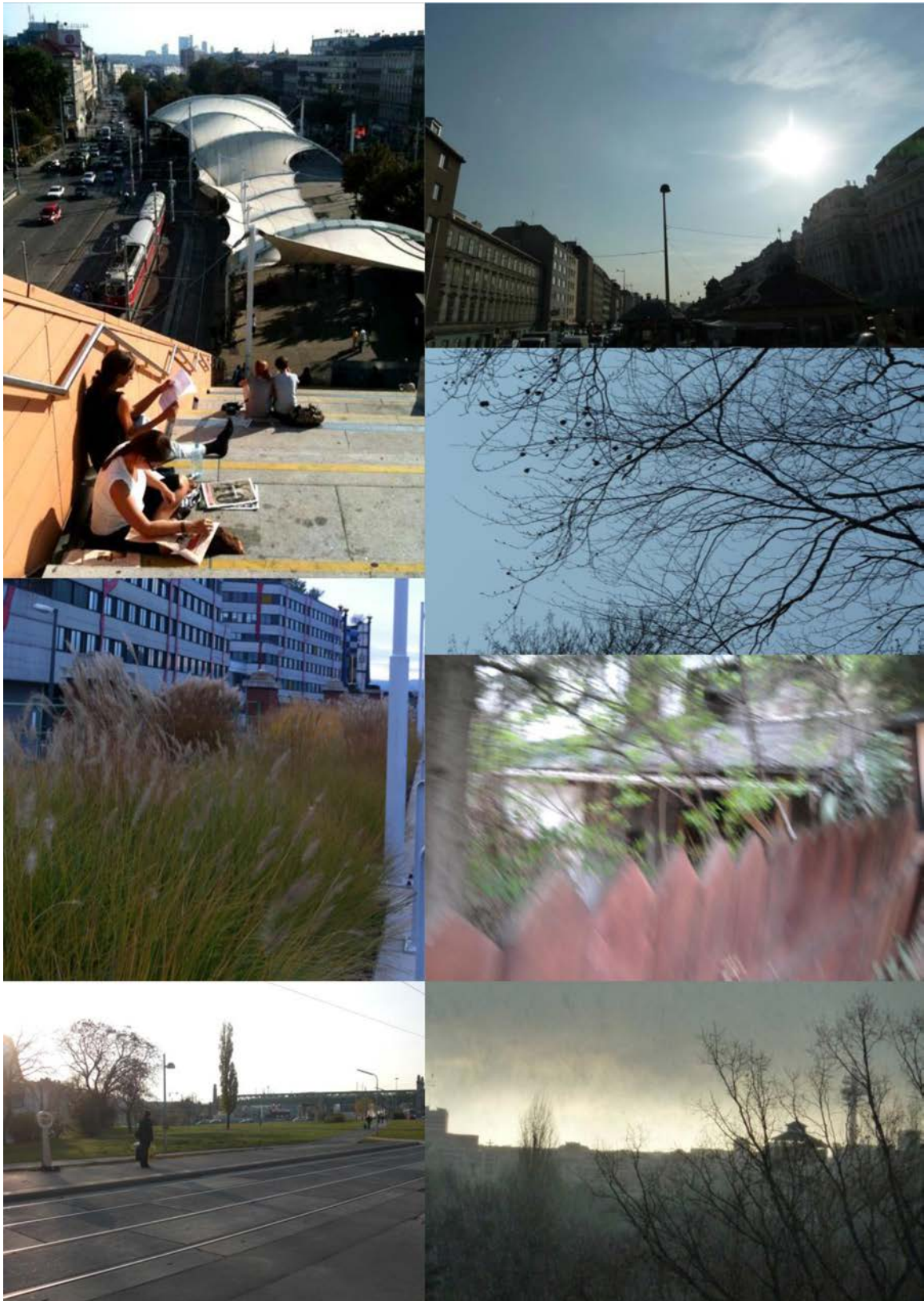


Abb. 4: Räumliche Dimensionen von Ländlichkeit

Links: „Weite“ (Abb3_IP1_NW), „wildes Gras“ (Abb7_IP2_NW) „weiter Ausblick“ (Abb4_IP4_W)
 Rechts: „Weite“ (Abb6_IP10_W), „Bäume“ (Abb5_IP10_W), „Hof mit Garten und Werkstatt“
 (Abb1 IP10 W) „Wetter“ (Abb1 IP6 NW).

8.1.1. Räumliche Dimension

Die Auffassung, dass Stadt eine soziale Tatsache ist, die räumliche Gestalt gewonnen hat (vgl. Siebel 2012: 201), spiegelt die Vorstellung Lefebvres, wonach Raum von Gesellschaft produziert wird, wider. Geht man also davon aus, dass sich ländliche und städtische Gesellschaften unterscheiden, bzw. als *unterschiedlich wahrgenommen* werden, so impliziert dies, dass ihre Lebensräume verschiedene Ausformungen annehmen. Diese Charakteristika von ländlichem, im Gegensatz zum urbanen Raum, herauszufinden, soll das Ziel der Analyse einer räumlichen Dimension von Ländlichkeit sein.

8.1.1.1. Weite

Auf die Frage warum diese oder jene fotografierte Szene denn nun als ländlich befunden wurde, kam sehr häufig mehr oder weniger explizit eine Beschreibung diverser Charakteristika des abgebildeten Raumes. Verwendet wurden häufig Begriffe wie „Weite“ und „Draußen“.

Weite als Gegensatz zum dicht verbauten Stadtraum wird in der empirischen Untersuchung als ländlich wahrgenommen. Unter Rückbezug auf die deskriptiven Definitionsversuche, die beschrieben wurden, scheint dieses Ergebnis wenig überraschend¹². Eine Probandin beschreibt den Blick von der höchsten Stufe des Bibliotheksgebäudes am Urban-Loritz-Platz:¹³

„Weils irgendwie so a weite Darstellung... oder... andere Perspektiven gibt und andere Blickwinkel zoagt und weil ma si ned direkt mitten im Geschehen befindet, sondern a bissl abseits, irgendwie. Dadurch, dass es am Land auch oft Anhöhen gibt, is des... verbind i des irgendwie damit. Und es is im Grunde für mich sehr beruhigend und da kum i immer a bissl runter“ (IP1_NW). Weite, in diesem Fall der Blick auf den Horizont, stellt hier ein wichtiges Charakteristikum des ländlichen Raumes dar. Es wird deutlich, dass die Befragte diesen Blick in die Ferne positiv assoziiert. Aber auch die „Abgeschiedenheit“ und das Austreten aus dem Stadtgeschehen bilden in diesem Interviewausschnitt wichtige Faktoren. Der Gegensatz zwischen der Dichte der Stadt und der Weite des Landes kommt auch in

¹² Siehe Kapitel 4.1.

¹³ Vgl. Abb3_IP1_NW

folgendem Interview sehr gut zum Ausdruck¹⁴:

„Ähm, man sieht, ähm... zwei Drittel des Bildes, naja sagt ma die Hälfte des Bildes is Himmel. Ähm... Und des Bild is so aufgenommen, dass sich so eine... so eine Flucht in die Ferne ergibt, also der Himmel is sehr dominant. Ja, das hab ich deswegen fotografiert, weil, wie gsagt, ich wohn im 7. Bezirk, der is sehr schluchtig. Die Straßen sind sehr eng, die Häuser sehr hoch, man sieht eigentlich den Himmel sehr selten. Und... ahm... Ja, diese Dichte und Enge is was, was für mich Stadt ausmacht, da seh' ich halt dann das Ländliche wieder im Gegensatz dazu, ja, einfach den Himmel zu sehen, Licht zu haben“ (IP10_W).

An einer anderen Stelle im Interview erzählt dieser Proband, dass er im 10. Bezirk aufgewachsen ist und dass ihm erst durch seinen Umzug in den 7. Wiener Gemeindebezirk aufgefallen ist, *„[...] wie selbstverständlich das für mich war, so einen Horizont, so eine Weite oder den Himmel zu sehn. Und das fehlt mir jetzt in der Stadt eigentlich“ (IP10_W).*

Weite impliziert auch *„viel Platz“* und gleichzeitig ein Weniger an Reizen, Menschen und Verkehr. Dieser Aspekt ist es auch, der das gefühlte *„draußen sein“* aus dem Stadtgeschehen ausmacht, von dem auch in dem vorhergehenden Interview gesprochen wurde. Eine weitere Dimension von Weite drückt ein Student aus Oberösterreich aus:

„Irgendwie fühlt ma si in da Stadt recht eingesperrt und am Land ned so sehr, also des is vü offener und weitläufiger. Und ahm... in da Stadt zwischen den hohen Häusermauern. Ma siagt ja nie weit, also ma siagt ja nie den Horizont, eigentlich und fühlt si oft sehr... ah... beengt“ (IP6_NW).

Hier tritt ein weiteres Gefühl zu Tage, die Dichte der Stadt wird als beengend empfunden, im Gegensatz dazu steht wieder die Weitläufigkeit des Landes. Weite tritt auch in einem anderen Zusammenhang zutage. Mehrmals wurde *„das Auto“* als Symbol für Ländlichkeit fotografiert oder fand im Verlauf des Interviews Erwähnung. Ein Merkmal dabei war das Auto zur Überbrückung der am Land typischen weiten Distanzen. Durch die weniger dichte Verbauung und die vergleichsweise schlechtere Anbindung an ein öffentliches Verkehrsnetz kommt dem Auto am Land eine große Rolle zu.

8.1.1.2. Draußen

„Draußen sein“ hat in Bezug auf Ländlichkeit zwei Aspekte. Erstens beschreibt der Begriff

¹⁴ Vgl. Abb1_IP10_W

die gefühlte Entfernung von der Gesellschaft, die bereits oben angesprochen wurde. Draußen sein meint in diesem Zusammenhang das Entschwinden oder Zurücktreten aus dem sozialen Leben. Ein Sich-Ausnehmen aus der Gesellschaft. Eine Probandin aus Kärnten beschreibt ihre Fotografie eines Gespinstes aus Wolle, zwischen den Stahlrohren eines Baugerüsts vor einem Café¹⁵:

„[...] des kann a als Schutz, meiner Ansicht nach wenn ma zum Beispiel so... drei vier Stühle vor a Lokal stellt oder so, dann hat ma... wie a Trennwand quasi, aber halt koa Trennwand. [...] weil ma zwar beobachten kann, was passiert is, aber trotzdem a bissi an Schutz empfindet, dass... also es gibt a bissi a Barriere zu dem, was draußen passiert“ (IP2_NW).

Hier meint „draußen“ den Trubel auf der Straße vor dem Café, den man dadurch, dass man sich hinter dem Wollgespinst aufhält, zwar beobachten kann, gleichzeitig nimmt man aber nicht vollständig daran teil.

Der zweite Aspekt des Begriffes versteht „draußen“ als ein räumliches „draußen“, das man synonym auch mit „außer Haus“ oder „unter freiem Himmel“ beschreiben könnte. Auch dieses räumliche Draußen spielt in der Beschreibung von Ländlichkeit eine wichtige Rolle, wie in folgendem Interview hervortritt:

„Am Land spielt sich viel mehr draußen ab. Da gibt's viel mehr Natur und viel größere Flächen und da wird draußen viel mehr genutzt, als in der Stadt. In der Stadt is halt alles irgendwo drinnen“ (IP9_W).

In den Interviews kommen verschiedene Assoziationen und Erinnerungen zum Vorschein, die das „Draußen“ thematisieren und die im Folgenden an unterschiedlichen Stellen behandelt werden: Menschen, die draußen sitzen, in Gastgärten, im Grünen oder auf Plätzen; Märkte die draußen stattfinden; Kindheitserinnerungen und das „draußen Spielen“.

8.1.1.3. Natur

Ein weiterer Begriff, der Ländlichkeit beschreiben kann, ist die Natur. Unter Rückbezug auf die in der Literatur gefundenen Bilder von Ländlichkeit scheint es nicht überraschend,

¹⁵ Vgl. Abb1_IP2_NW

dass die Natur als Repräsentation des Ländlichen in irgendeiner Form in allen Interviews mehr oder weniger stark hervortrat (vgl. Rye 2004: 4).

Dabei kristallisierte sich aber heraus, dass Natur nicht gleich Natur ist. So wurde Natur vor allem dann als ländlich erkannt, wenn sie als *unkünstlich, wild, [nicht] gerade, nicht kultiviert* und *naturbelassen* beschrieben werden konnte.

Auch „das Grüne“ wird stark mit dem Land in Verbindung gebracht und meist synonym mit dem Begriff der Natur verwendet. Diese Assoziation speist sich vor allem aus Erinnerungen. Die ProbandInnen vom Land, wie auch jene aus der Stadt verbinden mit den Begriffen Natur und Grün Erfahrungen auf dem Land, vor allem Erinnerungen aus der Jugend und Kindheit. In den Interviews wurde deutlich, dass die ProbandInnen, die in der Stadt aufgewachsen sind ihre Natur- und Grün-Erfahrungen besonders mit Urlauben, Wochenenden, Familienausflügen und Besuchen bei am Land lebenden Familienangehörigen verbinden. Ein aus Wien stammender Teilnehmer konnotiert Familienausflüge und das Spielen am Wochenende mit dem Land:

„[D]ass Vater und Sohn miteinander im Grünen spielen können, fangt bei mir, vom Horizont her ab... der Stadtg-, nicht ganz, aber ab, ähm Wiener Wald in etwa an. Also quasi, äh, da gibt's irgendwo so eine Stadtgrenze für mich, da funktioniert das, äh, außerhalb, aber innerhalb gibt's sowas eigentlich kaum“ (IP4_W).

Eine andere Befragte erzählt in Verbindung mit ihren Natur-Erfahrungen von dem Bauernhof, den sich ihre Eltern vor rund 12 Jahren in der Steiermark gekauft haben:

„Die ziehen in ihrer Pension dorthin und, ahm, verbringen jede freie Zeit dort. Und das s e i t 10 Jahren, oder eigentlich schon länger, ich glaub schon 12 Jahren. Das heißt, wie ich jünger war bin ich da oft, ahm, im Sommer, grad in den Sommerferien immer da draußen gewesen und die hatten daneben eben einen Bauernhof, u n d die Bauern hatten Schweine und Kühe und ich liebe Tiere und ich bin da jeden Tag am Nachmittag hingegangen und hab geholfen die Tiere füttern und ja, hab geholfen“ (IP9_W).

Aspekte, die in der Stadt an Natur erinnern, sind vielfältig. Genannt wurden etwa Grünflächen, Parks, Gartenbeete, Büsche oder Bäume, aber auch Wetterveränderungen oder die Jahreszeiten, also das bewusste Erleben von Veränderungen in der Natur, so beschreibt ein Befragter den von ihm fotografierten Schneesturm¹⁶:

„[I]n da Stadt griagt ma ja die Natur und die verschiedenen Änderungen in da Natur

¹⁶ Vgl. Abb1_IP6_NW

überhaupt ned mit, eigentlich. Des gfreit mi immer, weil des erinnert mi dann recht an dahoam. Also der Bezug zur Natur[...]“(IP6_NW).

Ein anderer Proband beschreibt seine Fotografie, auf der Bäume eines Parks zu sehen sind¹⁷:

„[...] einfach das Organische und das Ruhige... ahm... Es is in Bewegung, es verändert sich, es verändert sich mit den Jahreszeiten, es bewegt sich. In der Stadt ist alles sehr starr und sehr hart“ (IP10_W).

In diesen beiden Auszügen wird beide Male eine Abgrenzung zur Stadt vorgenommen. Die Stadt wird nicht nur als Ort beschrieben, an dem die Natur wenig Beachtung findet, sondern stellt im zweiten Interview eine Art Gegenpol zur Natur dar.

Die Natur, als eine dominante Repräsentation des Ländlichen, wird darüber hinaus mit Aktivitäten assoziiert, sei es Fußball-Spielen oder Rad fahren. *„Skifahren, Klettern, Wandern, vor allem dieses Tourengehen, das is noch sehr... das is für mich auch extrem, weil das irgendwie... umso weniger Technik dabei is, is es für mich umso natürlicher. Und natürlich is immer gleich ländlich für mich“* (IP5_W). Aspekte, die an dieser Stelle zu Tage treten sind die sportliche Betätigung unter freiem Himmel und Erinnerungen an Urlaube und Freizeit-Aktivitäten am Land.

8.1.1.4. Erholungsraum

Als ländlich wahrgenommener Raum wird immer wieder als Ruhe-, Rückzugs-, und Urlaubs-Ort bezeichnet. Zur Beschreibung des Ländlichen dienen Wörter wie *„ruhig und entspannend“*, *„sich ausruhen“*, *„Seele baumeln lassen“*, *„freie Zeit“*, *„Pension“*, *„zur Ruhe kommen“* und *„genießen“*. Diese Assoziationen tauchen häufig als Gegensatz zu Beschreibungen der Stadt auf. Die Ruhe, die in ländlich definierten Räumen zu finden ist, wird mit weniger Ablenkung, weniger Eindrücken, Verkehrsberuhigung und weniger Reizen auf die Sinne beschrieben. Im Gegensatz dazu gilt die Stadt als Ort der Gehetztheit, des Stresses und der Schnellebigkeit. Diese kontrastierenden Beschreibungen erinnern an die Bilder des *rural idyll*, die in Kapitel 6.1. aufgezeigt wurden.

¹⁷ Vgl. Abb4_IP10_W

8.1.1.5. Dorf

Räume, die nach Erachten einiger ProbandInnen einen dörflichen Charakter aufwiesen, wurden häufig als ländlich beschrieben. Das Bild des Dorfes diente dabei vordergründig als Bezugsrahmen, es wurde also besonders zur Erklärung eines ländlichen Aspektes bedient. Das Dorf, als Siedlungsform, die im Gegensatz zur (Groß-) Stadt steht, ist auch in der Literatur zu Ländlichkeit ein wichtiger Aspekt (vgl. Halfacree 1995: 4).

In der empirischen Untersuchung wurden die genannten Dörfer als kleine Siedlungseinheiten beschrieben, die meist einem bestimmten Aufbau folgten. In den Interviews wiederkehrend ist ein Dorfkern, der von einer Kirche, einem Platz und möglicherweise einem Brunnen gebildet wird. Räume, die diesem Aufbau folgten, wurden von den ProbandInnen als dörflich wahrgenommen. Als Beispiel soll folgendes Zitat dienen:

„Ja, also, bei uns am Land gibt's ja in jedem Dorf a Kirchen, des is immer des Zentrum a.“ Und in Bezug auf das von ihm geschossene Foto der Servitengasse im neunten Wiener Gemeindebezirk führt er aus¹⁸: „[...] a kloana Platz mit ana Kirchen. Die Servitenkirche. Und des is sehr idyllisch und des hat an sehr dörflichen Charakter für mi, des wirkt fast wie a kloana Dorfkern“ (IP6_NW).

Die Gedankenverknüpfungen des Ländlichen bei den ProbandInnen folgen dabei normativen Vorstellungen der Gestalt und der räumlichen Gegebenheiten der Herkunftsdörfer oder der Dörfer aus Erinnerungen. Eine sehr ähnliche Vorstellung von Dorf zeigt sich auch in folgendem Interview¹⁹:

„Aufm ersten Foto hab ich eine Kirche fotografiert. Und zwar is es die Karmeliterkirche und die... hat davor ... so ein bissl einen Platz. Und ich find, das ist ultimativ ländlich. Jedes kleine Örtchen hat einen Hauptplatz, wo eine Kirche is und wo davor auch ein Platz is und wo am Sonntag dann Leute stehen und ja“ (IP9_W).

Auch in diesem Interview tritt die Vorstellung der Probandin eines „typischen“ Dorfes hervor, das vor allem durch den Hauptplatz und die Kirche charakterisiert wird. Ähnlich ist auch die Vorstellung einer Studentin aus der Obersteiermark, die über ihr Bild eines Brunnens spricht²⁰:

¹⁸ Vgl. Abb3_IP6_NW

¹⁹ Vgl. Abb1_IP9_W

²⁰ Vgl. Abb1_IP7_NW

„[J]a, den Brunnen hab i fotografiert, weil mi des einfach an daheim erinnert. [...] [F]rüher, als i no kloa war, hat ma si öfters troffen, mit andere Kinder da irgendwo, ähm, im Dorf. Also weil ja der Brunnen direkt am Hauptplatz is und ma is ja da jeden Tag vorbeiglaufen und, und, des war einfach so der Treffpunkt, oft. Ja, i glaub, jede Gemeinde hat irgendwie so, vielleicht so ihren Treffpunkt oder a ihren Brunnen, so... Wo si eben viele Leute da austauschen und so weiter“ (IP7_NW).

Auch in diesem Interview wird der Hauptplatz und mit ihm der Brunnen hervorgehoben. Vor allem im letzten Satz wird das Bild des typischen Dorfes sichtbar, das sich insbesondere über einen Hauptplatz bzw. das Zentrum des Dorfes und dessen Funktion als Treffpunkt konstituiert. Hier tritt bereits eine soziale Dimension hervor, die auch im vorigen Interview-Zitat mitschwang: Der Dorfkern als sozialer Raum, als Ort an dem sich Menschen begegnen und austauschen²¹.

8.1.1.6. Räumliche Nähe von Wohn- und Arbeitsort

Als weiteres Charakteristikum von ländlichem Raum findet sich die Nähe von Wohn- und Arbeitsort, so beschreibt ein Proband sein Foto eines Gebäudes mit Hof und Werkstatt folgendermaßen²²:

„Ja, ich hab das Bild ausgesucht, weil... dieser Hof für mich insofern was ländliches verkörpert, weil man am Land oft einfach einen Garten oder einen Hof hat, in dem ma vielleicht eine Werkstatt untergebracht hat oder wo ma einfach Platz hat um [...] einen Kräutergarten oder Gemüse anzubauen. Oder eine Werkstatt um Sachen selbst zu reparieren. Das ist was, was ich sehr gern hab. Und den Platz... Und auch so dieses... Die Werkstatt in der Nähe vom Haus, oder vom Wohnort... Und das fehlt mir in der Stadt und ich glaub, dass man das am Land eher hat“ (IP10_W).

Dieser Punkt tritt auch in der Literatur immer wieder zum Vorschein, so erkennt Siebel diese Trennung von Arbeit und Wohnen gar als die Stadt konstituierend und spricht von der Stadt „[...] als Maschine zur Entlastung von Arbeit und Verantwortung“ (Gestring/Mayer/Siebel 1996: 162). Die Stadt bietet für die Mehrzahl der menschlichen Bedürfnisse 24 Stunden am Tag eine marktförmig (oder staatsförmig) organisierte

²¹ Siehe Kapitel 8.1.3.3.

²² Vgl. Abb1_IP10_W

Dienstleistung und macht eine private Werkstatt – für die sie ohnehin schwerlich Platz finden würde – überflüssig. Es tritt hier aber noch ein zweiter Aspekt hervor, die räumliche Trennung verschiedener sozialer Sphären, die oben bereits kurz besprochen wurden²³. Seit Anbeginn der Industrialisierung und dem Übergang von Familienbetrieben zu Industrieunternehmen veränderten sich auch die Arbeits- und Wohnverhältnisse. Die Lebens- und Arbeitseinheit von Bauernhof und Werkstatt wurde aufgehoben und die Sphäre der Arbeit in die Fabrikhallen, Büros, etc. verlegt (vgl. Beck 2008: 97). Natürlich hat die Industrialisierung auch das Land nicht übergangen, trotzdem verbindet der Proband diese Nähe von Wohn- und Arbeitsort mit Ländlichkeit, weil er glaubt, dass man die Einheit dieser beiden Bereiche am Land noch eher vorfindet.

²³ Siehe Kapitel 4.3.



Abb. 5: Zeitliche Dimensionen von Ländlichkeit

„Kaffeehäfer!“ (Abb4_IP1_NW), „Blick ins Grüne“ (Abb1_IP4_W), „Vater und Sohn spielen im Grünen“ (Abb5_IP4_W), „Bank“ (Abb1_IP1_NW).

8.1.2. Zeitliche Dimension

Repräsentationen von Ländlichkeit werden in den Interviews häufig auch mit einer zeitlichen Komponente in Verbindung gebracht. In der Analyse der empirischen Untersuchung wurden folgende Subkategorien definiert.

8.1.2.1. Vergangenheit

Ländlichkeit wird häufig durch Erinnerungen oder mithilfe von Geschehnissen aus der Vergangenheit beschrieben. Wörter, die darauf hindeuten sind etwa: „früher“, „damals“, „alt“, „Vergangenheit“, „frühere Zeiten“, bzw. allgemein die Verwendung der Vergangenheitsform bei der Formulierung der Antworten oder der Bezug auf etwas Vergangenes durch Formulierungen wie: „*was ja am Land a nu eher vorkommt, als in da Stadt*“ (IP1_NW) oder „*mein Opa hatte sowas*“ (IP10_W).

8.1.2.2. Kindheit

Eine weitere zeitliche Komponente von Ländlichkeit ist die Kindheit, die mehrmals mit Ländlichkeit assoziiert wird, wie etwa in folgendem Interview, in dem eine Probandin ein Foto beschreibt, auf dem ein Junge in einem Baum klettert²⁴:

„Und... jetzt am Baum klettern is für mich irgendwie auch ländlich, weil das verbind ich vielleicht auch ein bisschen mit... irgendwie so, dieses Klischee-Kindheits-Bild, mit... Ja, die Kinder klettern am Baum, baun sich ein Baumhaus und so, das is da glaub ich auch, für mich so ein Klischee-Land-Kindheitsbild“ (IP5_W).

Diese Probandin aus Wien Floridsdorf erzählt davon, dass sie – obwohl sie selbst nicht am Land groß geworden ist – ein „Klischee-Kindheits-Bild“ vom Land hat, dessen Ursprung sie sich nicht genau erklären kann. Sie erwähnt Kinderserien in denen Baumhäuser vorkommen. An einer anderen Stelle im Interview führt sie dieses Bild von der Kindheit am Land näher aus:

„Ja, in Wien is so... Dieses, ich glaub, dieses.... unbeschwerte Kind rennt herum, spielt im Grünen,... mit quasi.. ja... natürlichem Spielzeug oder einfachem Spielzeug, das is für mich

²⁴ Vgl. Abb4_IP5_W

so ein Klischee-Natur-Bild. Jetzt auch die, die ich kenn, jetzt so Andi²⁵ oder so, der hat auch als Kind da am Fluß herumgesprungen und halt keine Ahnung und halt draußen gespielt. Und ich mein, meine Brüder ham das auch gemacht, weil wir halt am Stadtrand wohnen... aber vielleicht auch nicht ganz in dem Ausmaß, wie mans halt am... am... richtigen Land macht“ (IP3_W).

An dieser Stelle wird deutlich, dass die Befragte ihre Vorstellung von einer Kindheit am richtigen Land von einer Kindheit in der Stadt bzw. am Stadtrand unterscheidet. Diese Unterscheidung findet sich auch in anderen Interviews. Die Frage, ob er sich vorstellen kann, in der Zukunft wieder aufs Land zu ziehen oder ob er plant in der Stadt zu bleiben, bejaht ein Student aus Salzburg und begründet:

„Weil i ... i selbst am Land aufgewachsen bin und... ja natürlich kannst, i weiß ja, was ma in da Stadt alles machen kann, aber durtn gehst als Kind raus, fahrst in Wald auffi, schnitzt da da irgendwas, keine Ahnung, irgend soiche Sachen, gehst zum Bach, baust da da irgendwas. Und des san Sachen, de i dann... meim Kind dann doch ... naja, bieten mechat ned, aber zumindest, dass die Möglichkeit hat, des zu machen. Weil i des einfach wichtig find, dass Kinder des einfach machen können. Mit der Natur si verbinden, aussu gehn, irgendwas machen. Ned da in da Stadt herumhängen. Also des gibts ja... also.. so dassd sagst, du gehst jetzt da zu am Bach oder so und spüest dann dortn Cowboy und Indianer, des gibts da ned. Du kannst zwar Cowboy und Indianer im Park spielen, aber des is niemals desselbe, als wennst zum Bach gehst. Also einfach halt a bissl a... Gspür für solche Sachen halt zu bekommen. Dass halt die wissen, wo, dass quasi,... waß i ned, ob des stimmt, dass Kinder ned mal wissen, keine Ahnung, woher die Milch kummt, oder wie a Kuh ausschaut, also hört ma ja“ (IP8_NW).

An dieser Stelle wird angezeigt, wie der Befragte die Kindheit am Land im Unterschied zu der Kindheit in der Stadt einschätzt. Für seine Kinder wünscht er sich eine Kindheit am Land, wie er sie in Erinnerung hat. Dabei wird deutlich, dass sich die gedankliche Verknüpfung von Kindheit und Ländlichkeit in diesem Interview aus eigenen Erfahrungen am Land speist. Während die Probandin aus dem vorangegangenen Zitat nicht so genau benennen kann, woher ihre Bilder einer Kindheit am Land kommen, beruft sich dieser Befragte auf seine eigenen Kindheitserinnerungen. Im letzten Satz kontrastiert er seine Erfahrungen mit einer Geschichte über Kinder in der Stadt, die er gehört hat, von der er

²⁵ Name geändert.

zwar nicht weiß, ob sie stimmt, die ihm aber offenkundig nicht zusagt. Ähnliche Repräsentationen von Kindheit und Ländlichkeit treten auch in anderen Interviews hervor. Interessanterweise ähneln sich die beiden Kindheits-Bilder in den zitierten Passagen. Beide verbinden eine Kindheit am Land mit Unbeschwertheit, einfacherem bzw. natürlicherem Spielzeug und dem draußen Spielen, aber auch ein Aspekt von Sicherheit tritt hervor. Im Unterschied zu der Probandin aus Wien, die möglicherweise einem Baumhaus nachtrauert, im Allgemeinen aber keine explizite Wertung vornimmt, beschreibt der am Land groß gewordene Befragte eine Kindheit am Land als „*schöner und besser*“ (IP8_NW). Diese Romantisierung, aber auch die geteilten Bilder der Kindheit am Land, die auch in anderen Interviews in einer ähnlichen Weise geschildert wurden, entsprechen den in der Literatur vorgefundenen Bildern einer Kindheit am Land. So beschreibt etwa Jones die Ergebnisse diverser Untersuchungen zu den Repräsentationen ländlicher Kindheit, die den obigen nicht unähnlich sind:

„The association between children and nature and consequently the countryside can be seen as deeply shaded by the legacies of Romanticism, which, in some of its earliest and most notable expressions [...] synthesised ideas of childhood and nature/countryside into a vision of innocence which was to be juxtaposed against the Enlightenment’s deadening traits of experience, adulthood, urbanity and rationality“ (Jones 1997: 157).

In obigem Zitat werden Land und Kindheit, Stadt und Erwachsenenalter gegenübergestellt. Diese gegensätzliche Assoziation tritt auch in den Interviews hervor und wird weiter unten noch einmal aufgegriffen.

8.1.2.3. Freie Zeit

Bei der Analyse der Interviews wurde deutlich, dass mit Ländlichkeit bzw. dem Land häufig Freizeit verbunden wird. Wieder kann die Aussage einer Wienerin, deren Beschreibung des Bauernhofes der Eltern mit den Worten: „*Die ziehen in ihrer Pension dorthin und, ähm, verbringen jede freie Zeit dort*“ (IP9_W) bereits zitiert wurde, als Darstellung dienen. Diese Assoziation von Urlaub und Land findet sich auch in anderen Interviews, so beschreibt ein junger Wiener:

„*Ähm, ich verbinde eigentlich, äh, Ländlichkeit mit, äh, mit Entspannung... Weil, äh,*

eigentlich am Land sein für mich auch immer ein Urlaub war. [...] Äh und jetzt mein Vater hat ein, ein, Haus im Burgenland, so fürs Wochenende. Und da sima öfters“ (IP4_W).

An dieser Stelle wird deutlich, dass das Land für den Befragten aus Wien Penzing ein Ort der Entspannung ist. Er macht deutlich, dass er das Land touristisch nutzt, also als Freizeit- und Erholungsraum. Hier tritt die Verbindung der räumlichen Dimension, in der das Land als Erholungsraum bezeichnet wird, mit einer zeitlichen Dimension, nämlich dem Aufenthalt am Land zu bestimmten Zeiten, in diesem Fall im Urlaub oder am Wochenende, hervor.

Ähnlich beschreibt auch eine Studentin aus dem 21. Wiener Gemeindebezirk den Grund, warum sie das Motiv eines Lokals als ländlich wahrnimmt mit den Worten²⁶:

„Ähm, wegen den Ski-Urlauben. Im Ski-Urlaub... ja, sind halt, hat man halt diese Lokale, weils die Leute auch irgendwie wollen... und... ich war ja selber in den Ski-Urlauben auch manchmal dort, ... oder auch allein schon, wenn du mit den Skiern vorbei fährst, dann hörst du schon die Musik. Und deswegen ist das für mich irgendwie ländlich, weils irgendwie... ja, weil in Österreich am Land mach ich... hauptsächlich im Winter Urlaub, bei den Ski-Urlauben“ (IP5_W).

Auch in diesem Zitat wird die Verbindung zwischen Urlaub und Ländlichkeit deutlich, indem die Probandin davon spricht, dass sie sich in Österreich hauptsächlich im Winter am Land befindet. Hier ist es weniger die Funktion des Landes als Ruheort, die im Vordergrund steht, sondern es ist ein Raum der Ausübung von Freizeitaktivitäten.

Das Land als Ziel der Ferien- und Wochenend-Ausflügler, vor allem unter dem Gesichtspunkt der Kommodifikation von ländlichen Gebieten wurde in der Literatur breit diskutiert und soll an dieser Stelle nicht hauptsächlich sein²⁷. Was aber in beiden Zitaten hervortritt, ist die Tatsache, dass beide ProbandInnen das Land vordergründig aus dieser Perspektive kennen und dass diese Sichtweise auf das Land auch ihre Wahrnehmung von Ländlichkeit beeinflusst. Es macht demnach einen Unterschied, ob jemand einen Alltag am Land erlebt und kennt, oder ob er das Land nur zu bestimmten Zeiten nutzt.

Ersteres in den Diskurs über Ländlichkeit mit einzubeziehen ist das Ziel Halfacrees, wenn er in seinem dreidimensionalen Modell von dem Einbezug der *everyday lives of the rural*

²⁶ Vgl. Abb2_IP5_W

²⁷ Vgl. Woods 2011

spricht²⁸. Auch die Diskussionen über *neglected Others* spiegeln diese Tatsache wider²⁹. In diesem Sinne soll auch die vorliegende Arbeit gelesen werden. Dargestellt werden stets Bilder, die teilweise Vorurteile transportieren, die an dieser Stelle aufgezeigt, aber nicht übernommen werden sollen.

Im nächsten Zitat wird deutlich, dass das Land, wird es nicht als Urlaubsort, sondern als Raum des alltäglichen Lebens wahrgenommen, etwas von seiner Idylle verlieren kann. Auf die Frage, ob die gebürtige Steirerin plant in Wien zu bleiben oder aufs Land zurückzukehren antwortet sie:

„Na, jetzt ähm, bleib i sicher mal in da Stadt. Ähm, weil is einfach nimma missen möchte, eben dieses... Also... Schon eben diese Freiheit und dieses schnelle alles haben können... Is ma einfach schon sehr gewohnt. Und... i glaub, dass am Land ma jetzt mittlerweile schon zu langsam alles wäre und so, zu wenig einfach da wäre. Oder ... Obwohl ma natürlich gerne in Urlaub hin fährt und die Natur genießt und so weiter... Aber des geht halt für a paar Wochen und dann vermisst halt doch wieder andere Sachen in da Stadt, wie... keine Ahnung, wie Kino gehn, Essen gehn, oder... Fortgehn oder in Museen... Und des is halt, daheim einfach.. nimma so“ (IP7_NW).

Dass sie das Land im Urlaub genießt, heißt für diese Probandin nicht automatisch, dass sie dort auch leben möchte. Durch ihre Erfahrungen am Land, aber vor allem auch durch den Alltag, den sie mittlerweile in der Stadt hat, kann sie sich zu diesem Zeitpunkt ein Leben am Land nicht vorstellen. Gleichzeitig wird deutlich, dass in ihrer Vorstellung Land nicht nur Urlaubsort ist, sondern dass sie auch ein „anderes Landleben“ kennt. Ebenso wie die Befragten in den vorangegangenen Interviews schätzt sie die Funktion des Landes als Freizeit-Ziel, merkt aber an, dass sie dies nur über einen begrenzten Zeitraum hinweg als angenehm empfindet. Insofern bleibt auch hier der Konnex zwischen freier Zeit und Ländlichkeit bestehen.

8.1.2.4. Zeitliche Strukturen

Bei der Analyse der Interviews wurde deutlich, dass sich die Wahrnehmung von Zeit in Bezug auf das Land bzw. die Stadt unterscheiden. Dabei wurden mehrere Dimensionen

²⁸ Siehe Kapitel 5

²⁹ Vgl. Cloke 1997

angesprochen. Ein Aspekt waren zeitliche Strukturen am Land und in der Stadt. Strukturen im Sinne von sich wiederholenden zeitlichen Mustern wurden tendenziell eher dem Ländlichen zugeordnet, wie folgendes Interview verdeutlicht:

„Ja, die Leben san... san... in der Stadt mehr chaotisch und ned so geregelt, wie am Land. Am Land san die Strukturen glaub i, viel klarer und viel vorgegebener“ (IP6_NW).

An einer anderen Stelle im Interview verdeutlicht er diese Aussage am Beispiel des gemeinsamen Essens:

IP6_NW: Ja i glaub, dass des scho... i glaub scho, dass dahoam... dass in ländliche Gebiete oft so... ja doch.. oder in meim Bezug a, die, die Familie nu stärker is, oder wichtiger is und so ahm, a des, des Leben eigentlich a geregelter is.

MH: Und wie meinst du das 'geregelt'?

IP6_NW: Dass ma hoid, dass halt a gewisse Zeit gibt, wo ma jeden Tag Mittag essen tut und si dann mit der ganzen Familie zaumsitzt und des hat halt eine klare Struktur und .. und in da Stadt verliert sich die Struktur halt und ma isst halt zwischendurch und schnell zwischendurch und hastiger“.

Aus den Aussagen des gebürtigen Oberösterreichers geht deutlich hervor, dass er die zeitlichen Strukturen am Land und in der Stadt unterschiedlich wahrnimmt. Das Landleben erscheint ihm dahingehend als geregelter, als es klare, zeitliche Vorgaben bietet, in diesem Beispiel in Bezug auf das gemeinsame Essen. Die Wörter „vorgegeben“ und „klar“ deuten auf die normative Funktion dieser Strukturen hin. Sie sind „klar“ in dem Sinn, als dass es logisch erscheint, sich nach ihnen zu orientieren. Und sie sind „vorgegeben“ und implizieren, dass man sich an sie halten sollte.

Diese Strukturen in Verbindung mit der gemeinsamen Mahlzeit tauchen auch in einem anderen Interview noch einmal auf. Die Befragte erzählt von ihrer Jugend am Land und unterstreicht die Wichtigkeit eines gemeinsamen Abendessens oder Frühstücks in ihrer Familie mit den Worten: *„Des war irgendwie so... das Muss...das war verpflichtend“* (IP1_NW). Und an einer anderen Stelle meint sie in Bezug auf das gemeinsame Essen: *„Wobeis am Land nuamoi mehr ... üblich is, am Abend wahrscheinlich an einem Tisch zu sitzen und zu essen, wie in da Stadt“* (IP1_NW). Auch hier findet sich also einmal die Auffassung von einer verschiedenen Wertung der Struktur von zeitlichen Abläufen in der Stadt bzw. am Land. Und auch sie verortet diese Strukturen (in Bezug auf das gemeinsame Abendessen) am Land. In dem ersten Zitat der Probandin tritt, ähnlich wie oben, die

normative Funktion dieser Strukturen hervor, wobei diese Befragte ihrer Aussage durch die Wörter „Muss“ und „verpflichtend“ ein stärker bindendes Element verleiht.

Eine Probandin aus Kärnten weist auf diese zeitlichen Strukturen in einem anderen Zusammenhang hin. Sie erzählte mir beim Anblick eines Bildes auf dem ein Erntedankfest auf der Mariahilferstraße und die teilnehmenden Menschen zu sehen war³⁰:

„Ahm, ja, des hat a eben, woäß ned, dadurch dass mei Familie katholisch is und wir früher immer so an diesem Dorfleben und so weiter teilgenommen ham und da is ma dann hoit zu Erntedankfesten gangen... und... des war eigentlich immer recht angenehm, weil sunst hat ma Kirche ois was langweiliges empfunden und da hat ma eben was ghabt, wo ma si drauf freun hat können, dass ma, woäß i ned, a Fest hat“ (IP2_NW). Die Teilnahme am Dorfleben, wie sie erzählt, impliziert eine Teilnahme an Festen, wie etwa dem Erntedankfest im Ort. An einer anderen Stelle meint sie: *„[A]lso früher war des zumindest so, als i nu zhaus glebt hab, wenn ma in am klanen Dorf wohnt, dass der, der ned in die Kirche ganga is, is halt so irgendwie schräg anschaut worn und i glaub, des is in ana Großstadt durch die Anonymität gar ned der Fall“* (IP2_NW).

Im regelmäßigen Besuch der Messe tritt wiederum das Element einer zeitlichen Struktur mit normativem Charakter hervor. Letzteres äußert sich darin, dass die Probandin bei Nicht-Besuch der Kirche mit Konsequenzen rechnet.

Dass diese Strukturen in der Stadt weniger stark vorhanden sind, macht die Kärntnerin nicht - wie ein Proband oben - an einem chaotischen, weniger geregelten Leben fest, sondern sie sieht die Gründe dafür in der Anonymität und damit in den weniger stark ausgeprägten sozialen Normen der Großstadt. In Zusammenhang mit demselben Bild kommt noch ein zweiter Aspekt zum Tragen:

„[E]igentlich is bei diesem Erntedank mehr dahinter, und i weiß ned, ob des vielen Leuten aus da Stadt bewusst is, vielleicht kann mas mit solchen Festln in da Stadt bewusster machn, dass des eigentlich so Ernte einbringen im Herbst und dann zu zeigen, dass es viel Arbeit war, das Produkt herzustellen“ (IP2_NW).

An dieser Stelle wird deutlich, dass es nicht nur ein religiöses Element ist, das das Fest bestimmt, sondern auch ein agrarisches. Die Probandin bezweifelt die Kenntnis der Aussaat- und Ernteabläufe und die damit verbundene Arbeit der „Leute aus der Stadt“. Im Bewusstsein der Befragten wird das Erntedankfest nicht zufällig gefeiert, sondern richtet

³⁰ Vgl. Abb2_IP2_NW bzw. Abb3_IP2_NW

sich nach den Strukturen der agrarischen Produktionsweise. Das Wissen um, und vor allem die Auswirkungen dieser Strukturen auf den Alltag siedelt sie demnach eher am Land und weniger in der Stadt an.

Strukturen, vor allem in Verbindung mit einem religiösen Element finden sich in mehreren Interviews, worauf aber später noch gesondert eingegangen wird.

Ein weiterer Aspekt der Wahrnehmung zeitlicher Strukturen wird deutlich, wenn man die häufig gefallenen Begriffe „sich Zeit nehmen“ und „warten“ betrachtet. Diese Dimension ist stark mit der Dimension der „freien Zeit“ verflochten, ich erachte es aber trotzdem als lohnend, sie isoliert zu betrachten. Die Assoziation „sich Zeit nehmen“ tauchte bereits im ersten Interview und in der ersten Beschreibung auf, als eine Befragte ihre Fotografie einer Bank, auf der sie sich zwei alte Menschen vorstellte, erläuterte. „Sich Zeit nehmen“ oder „Zeit haben“ kam dann an verschiedenen Stellen immer wieder, etwa in folgendem Satz, indem eine gebürtige Wienerin den Grund für die Wahrnehmung des von ihr fotografierten Marktes als ländlich im Gegensatz zu dem – für sie eher städtischen Supermarkt – näher erläutert³¹: *„Ja, da hat man gmerkt, die Leute ham Zeit“* (IP3_W). Ähnlich dazu beschreibt auch ein anderer Proband eine von ihm als ländlich erkannte Gasse mit den Worten:³² *„wo ma a... verweilen kann u n d, oder gern verweilt und ned... durchhetzt oder... unbedingt was braucht, sondern mehr... Ja, si Zeit nimmt“* (IP6_NW). Und eine weitere Befragte erklärt die Verbindung ihres Bildes, auf dem zwei Menschen gemeinsam Kaffee trinken, mit Ländlichkeit³³: *„Ja, eben, dass i ... glaub, dass halt die Leid dort [am Land] si mehr Zeit nehmen und gemütlicher Zaumsitzen öfter“* (IP7_NW, Anm. d. Verf.).

Zeit zu haben impliziert die Vorstellung von Zeit als Ressource, die tendenziell eher am Land verortet wird. Dieses „Zeit haben“ hat auch eine starke soziale Dimension und geht häufig mit zwischenmenschlichen Kontakten einher.

Ähnlich wie weiter oben in Bezug auf den ländlich wahrgenommenen Raum ausgeführt, wird auch dieses Mehr an Zeit im Gegensatz zur *„Schnelllebigkeit in der Stadt und [...] der Gehetztheit“* (IP6_NW) aufgefasst. Teilweise speisen sich diese Bilder wohl aus Erinnerungen, wie in folgendem Zitat einer Wienerin deutlich wird:

„Und ich find halt auch so, so ultimativ ländlich, irgendwo eine alte Frau mit Kopftuch,

³¹ Vgl. Abb1_IP3_W bzw. Abb2_IP3_W

³² Vgl. Abb3_IP6_NW

³³ Vgl. Abb6_IP7_NW

die auf einer Parkbank sitzt, oder nicht auf einer Parkbank oder irgendwie so auf einer Bank sitzt, halt auf einem kleinen Platz sitzt und einfach schaut. Den ganzen Tag dort sitzt, gar nichts spezielles macht, zwischendurch was isst, ab und zu kommt irgendwer vorbei, den sie kennt, mit dem sie sich unterhält. Und die halt einfach dort sitzt und schaut. [...] Weil ich das nur vom Land kenn. Weil ich dieses... ähm... irgendwo draußen sitzen und Leute beobachten, oder irgendwo sitzen und warten, dass wer vorbei kommt und mit dem und dem reden und... unterhalten, das kenn ich nur vom Land, das kenn ich in der Stadt gar nicht so“ (IP9_W).

Die Reihe von Zitaten, die „Zeit haben“ mit Ländlichkeit verbinden, könnte an dieser Stelle noch weitergeführt werden. Dies scheint nicht überraschend wenn man bedenkt, dass sich diese Repräsentation auch in den weiter oben beschriebenen Bildern des *rural idyll* findet.

Das Zeit haben bzw. das sich Zeit nehmen impliziert, wie oben gesehen ein Mehr an Zeit, was wiederum einen Aspekt anspricht, der im folgenden Punkt behandelt wird.

8.1.2.5. Langsamkeit vs. Schnelligkeit

Sich für etwas Zeit zu nehmen bedeutet, wie in den obigen Zitaten deutlich wird, einerseits, etwas entspannter und mit mehr Ruhe zu erledigen, gleichzeitig schwingt aber auch der Aspekt der Langsamkeit mit. Die Wahrnehmung von Schnelligkeit und Langsamkeit wird ebenso wie andere zeitliche Strukturen gedeutet und entweder dem Ländlichen oder dem Städtischen zugeordnet, wie folgendes Beispiel zeigen soll:

Auf die Frage, ob sie sich vorstellen könnte, wieder aufs Land zurück zu kehren um dort zu leben oder ob sie in der Stadt bleiben möchte, auf die bereits weiter oben im Text verwiesen wurde³⁴ antwortete die Steirerin an einer anderen Stelle mit:

„[I] glaub, dass am Land ma jetzt mittlerweile schon zu langsam alles wäre und so, zu wenig einfach da wäre“ (IP7_NW).

Obwohl sie das Land im Urlaub genießt, wie oben beschrieben, so ist es ihr im Alltag zu langsam, zu wenig. Die Wörter „jetzt mittlerweile“ deuten daraufhin, dass das nicht immer so war und später im Interview erklärt sie, dass sie sich durch die Jahre, die sie bereits in Wien verbracht hat, an „*dieses schnelle alles haben können*“ sehr gewohnt hat. Hier

³⁴ Siehe Kapitel 8.1.2.3.

bezieht sie noch einmal deutlich den Begriff „schnell“ auf die Stadt und kontrastiert ihn mit dem langsamen Landleben. Die Vorstellung, dass diverse Abläufe in der Stadt schneller vonstatten gehen, als am Land findet sich an mehreren Stellen in einigen weiteren Interviews. So beschreiben etwa zwei ProbandInnen unabhängig voneinander, dass das Einkaufen in einer Filiale einer Bäckereikette im Gegensatz zu der Tätigkeit des Einkaufens in als ländlich wahrgenommenen Bäckereien oder in Bäckereien am Land als: *„wost eben nur ganz schnell... schnell was bestellst und dann so abgefertigt wirst“* (IP7_NW) bzw. mit den Worten: *„da muss halt jeder hin und da muss man oft schnell hin und dann.. also von der Arbeit und dann noch nach Hause und da herrscht oft mehr Stress“* (IP3_W).

Es wird deutlich, dass diese Langsamkeit positive, sowie negative Aspekte aufweist. Es wird geschätzt, wenn sich Menschen und in diesem Beispiel der Bäcker, Zeit nimmt und seine Kunden nicht „abfertigt“, gleichzeitig sind diese langsamen Abläufe nicht immer gewünscht, so erkennt die gebürtige Steirerin doch Vorteile darin „schnell“ alles haben zu können. Die Langsamkeit wird, wie auch in den vorigen Subkategorien herauskam, mit Ruhe und Entspannung, mit „mehr Zeit“ in Verbindung gebracht und diese Dimensionen werden tendenziell eher dem Ländlichen zugeordnet. Im Gegensatz dazu wird die Stadt als Ort der schnellen Abläufe von Funktionen beschrieben, wie sich auch bei alltäglichen Tätigkeiten, wie dem Einkaufen, zeigt.

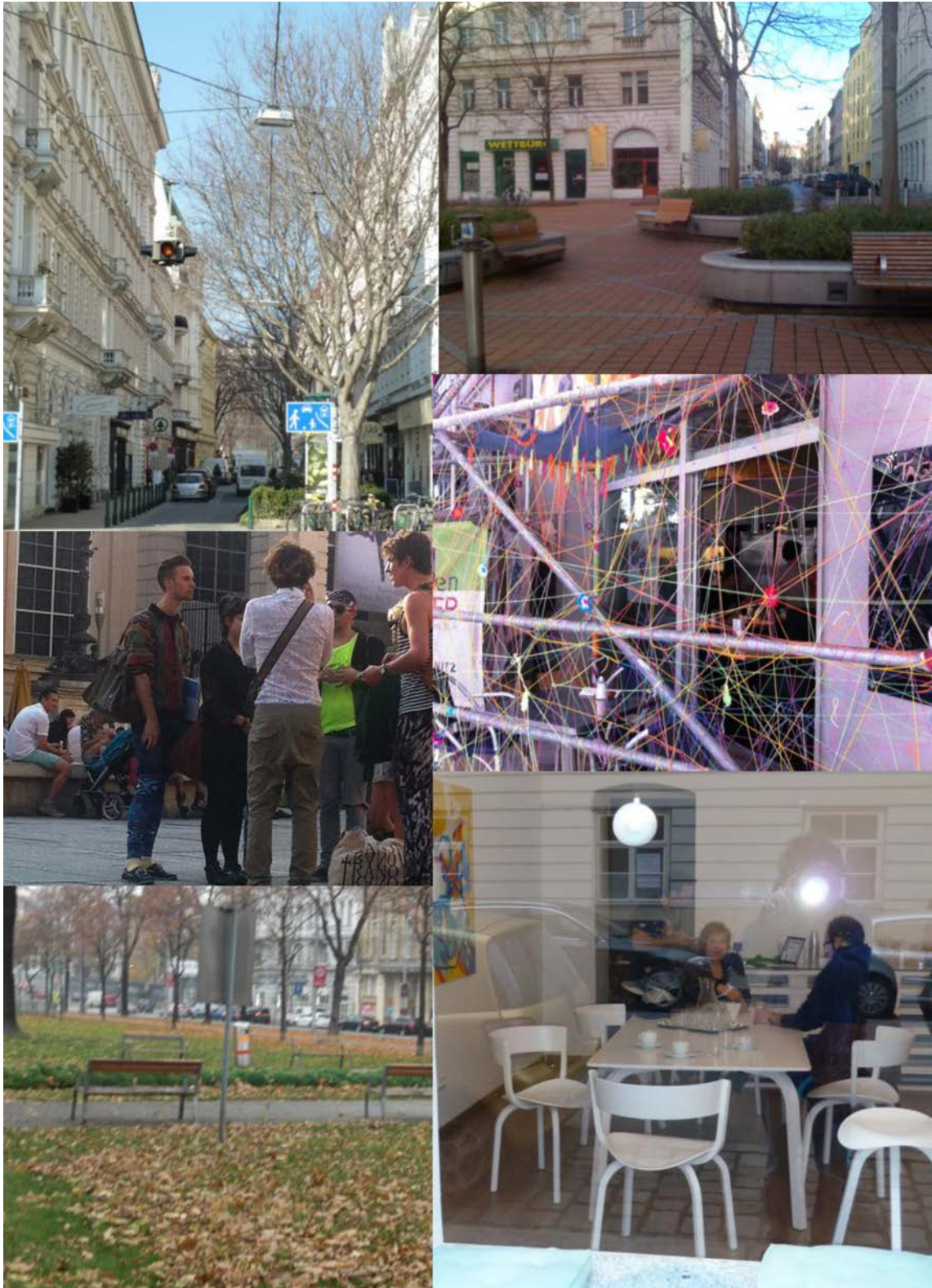


Abb. 6: Soziale Dimensionen von Ländlichkeit

Von oben nach unten: „Servitengasse“ (Abb3_IP6_NW), „Wallensteinplatz“ (Abb2_IP9_W), „gemusterte Leggings“ (Abb5_IP2_NW), „Wolle“ (Abb1_IP2_NW), „Grünstreifen zwischen zwei Fahrbahnen“ (Abb3_IP4_W), „Gemeinsames Essen“ (Abb2_IP6_NW).

8.1.3. Soziale Dimension

Als ländlich werden in den Interviews nicht nur räumliche und/oder zeitliche Strukturen wahrgenommen, eine große Rolle spielen auch Menschen und ihre Eigenschaften. Auch hier lassen sich einige interessante Bilder feststellen.

8.1.3.1. Soziale Gruppen

In den Interviews traten immer wieder Bezeichnungen von Menschen hervor, die mit Ländlichkeit assoziiert, bzw. umgekehrt Gruppen, die mit der Stadt verbunden wurden.

Als erste Gruppe sollen an dieser Stelle „alte Menschen“ genannt werden, da sie vergleichsweise am häufigsten vorkamen. Eine spezielle Einheit bilden dabei die Großeltern, die oft als Referenz für etwas als ländlich wahrgenommenes angegeben wurden, wie etwa an dieser Stelle: *„[...] so wie ich das dann eigentlich oft... auch in einem Dorf kenne, also von meiner Oma oder so“* (IP3_W). Die Oma stellt in diesem Fall für die Wienerin ihre Verbindung zum „Dorf“ und somit zum Land dar. Auch in anderen Interviews treten die Großmutter bzw. der Großvater als „Brücke“ zum Land auf, wie etwa an dieser Stelle, wo eine Probandin vom Stricken spricht: *„das is im Prinzip etwas, was für mi mei Mama, mei Oma macht“* (IP2_NW). Hier ist die Oma (neben der Mutter) die Person, die die Tätigkeit (das Stricken), die die Probandin als ländlich wahrnimmt, ausübt. Im nächsten Interview spricht eine Befragte aus dem achten Bezirk über ihre Verbindung zum Land und dem Grund, warum sie Stammtische ländlich findet³⁵:

„Und, also ich hab, also meine Familie is im Burgenland und da kenn ichs von beiden Opas, dass die halt, der eine am Sonntag, der andere ... am Mittwoch oder sowas... seit Jahren halt immer in das eine Gasthaus fährt, sich dort mit seinen Freunden trifft“ (IP3_W). Auch hier handelt es sich um eine Aktivität, die von den Großvätern im Burgenland ausgeführt wird, und möglicherweise deshalb als ländlich wahrgenommen wird.

Ähnlich äußert sich ein Proband aus Wien über die Häufigkeit mit der er in die Kirche geht: *„Ahm, eigentlich auch nur, wenn ich am Land bin. Im Urlaub, mit den Großeltern“* (IP10_W). Es wird also deutlich, dass Tätigkeiten, die den Befragten ländlich erscheinen,

³⁵ Vgl. Abb5_IP3_W

immer wieder eine Verbindung zu den Großeltern am Land aufweisen.

Aber nicht nur die Großeltern, sondern alte Menschen allgemein werden eher dem Land zugeordnet. So begründet eine Probandin die Wahl einer Bank als ländliches Motiv mit den Worten³⁶:

„Weil da stö i ma zwei alte Herrschaften drauf vor u n d weil ma in der Stadt so wenig alte Menschen siagt und ich Alte mit Land verbinde. [...] Najo, ma siagts ja nie. Und am Land san viele“ (IP1_NW).

Wie aus dem Zitat hervorgeht, ist ein Grund für diese Verbindung mit dem Land die Sichtbarkeit alter Menschen. In der Stadt würde man ältere Menschen kaum sehen, am Land schon. Diese Ansicht vertritt auch eine junge Wienerin:

„[M]it alten Leuten, hab ich das Gefühl, dass die am Land viel mehr einbezogen werden, als bei uns, bei uns siehst du die irgendwie nicht. Oder vielleicht hab ich auch wenig Kontakt zu alten Menschen, aber... irgendwie sind die halt am Land viel präsenter für mich“ (IP9_W).

MH: Warum?

IP9_W: *„Gute Frage, ich denk jetzt eigentlich grad die ganze Zeit an sowas wie... Wenn bei uns eine alte Person langsam... irgendwie schwächer wird, steckt man die ins Altersheim. Am Land sind die, is... wohnt die meistens noch irgendwo in einem anderen Trakt vom Haus oder in einem Nachbarhaus oder so oder is halt irgendwie... ja, so... viel mehr Familienbündnis“ (IP9_W).*

Auch an dieser Stelle tritt der Aspekt der Sichtbarkeit alter Menschen hervor. Die Wienerin verbindet, wie die Oberösterreicherin im vorangegangenen Interview, alte Menschen ebenfalls mit dem Land, wobei sie dafür eine Erklärung findet. Ihrer Meinung nach werden oder bleiben alte Menschen am Land eher durch ein bestehendes Familienbündnis integriert, in der Stadt ist dies tendenziell nicht der Fall, was zur Folge hat, dass sie von einer staatlich organisierten Einrichtung betreut werden. Die Trennung von Funktionen, die hier implizit zur Sprache kommt, ist ein Aspekt der, wie weiter oben schon kurz besprochen, auch von wissenschaftlicher Seite als urban charakterisiert wird. Dass die Pflege in ländlichen Regionen verstärkt privat und meist von Familienangehörigen geleistet wird, zeigt auch eine Untersuchung des ÖBIG³⁷ über pflegende Angehörige.

³⁶ Vgl. Abb1_IP1_NW

³⁷ Österreichisches Bundesinstitut für Gesundheitswesen

Demnach sind über zwei Drittel der betreuenden Hauptpflegepersonen im ländlichen Raum ansässig (vgl. Bergmann et al. 2005: 16f.). Dies hängt nicht unwesentlich mit der vergleichsweise niedrigeren Versorgungsdichte zusammen (vgl. Bergmann et al. 2005: 33). Die Sichtbarkeit älterer Menschen wird auch in einem, von Machold und Wiesinger verfassten, Bericht zu dörflicher Gemeinschaft thematisiert. Sie sehen einen Grund in den Transformationsprozessen hin zu Pendlergemeinden, die viele Dorfgemeinden betreffen, soweit sie sich im Umfeld einer größeren Stadt befinden. Dadurch, dass die Pendler, als aktiver Bevölkerungsteil untertags fehlen, sind in diesen Dörfern besonders die älteren Bewohner, die Daheimgebliebenen sowie die Kinder sichtbar (vgl. Machold/Wiesinger 2001: 6).

Auch Kinder werden sehr häufig mit dem Land in Zusammenhang gebracht. Dies hängt vor allem mit dem weiter oben thematisierten Aspekt der Kindheit zusammen, es soll daher an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden³⁸.

Die Generationen dazwischen, also Jugendliche bzw. die Bevölkerung im erwerbstätigen Alter werden weniger stark mit der Stadt oder dem Land in Verbindung gebracht.

Dass die Familie in den Zuschreibungen von Ländlichkeit eine große Rolle spielt, tritt bereits in einigen schon zitierten Aussagen zutage und wird auch in den nachfolgenden Zitaten immer wieder auftauchen. Einerseits leitet sich diese gedankliche Assoziation von Familie und Ländlichkeit aus den eigenen Erfahrungen am Land ab, vor allem natürlich bei den ProbandInnen, die selbst den Großteil ihres Lebens am Land verbracht haben. Aber auch ProbandInnen in der Stadt weisen manchmal familiäre Bezüge in ländliche Regionen auf.

Andererseits findet sich die Vorstellung in der Familie und Ländlichkeit miteinander verbunden werden in Begriffen, die aufs Land bezogen werden, wie etwa „Familienbündnis“, „Familienbetrieb“ oder die „Großfamilie“ im Gegensatz zu den Single-Haushalten, die eher mit der Stadt assoziiert werden. Moscovici (2000: 47) schreibt: „The family is another very popular image for relationships in general“. Ein Wort, das hier auftaucht ist der Begriff der sozialen Beziehungen, der ebenfalls mit Ländlichkeit assoziiert wird. Er wird in der übernächsten Subkategorie genauer behandelt.

³⁸ Siehe Kapitel 8.1.2.2.

8.1.3.2. Soziale Zuschreibungen

Den Menschen aus ländlichen Regionen, dem „typischen Landbewohner“ also, aber genauso den Menschen aus urbanen Gebieten wurde in den einzelnen Interviews eine Menge an Eigenschaftszuschreibungen zuteil. Auch hier finden sich Bilder, die an die Zuschreibungen an verschiedenen Stellen im theoretischen Teil dieser Diplomarbeit erinnern.

Wörter, die in Verbindung mit Menschen am Land auftauchen sind: „*gemütlich*“, „*heimelig*“, „*Herzlichkeit*“, „*gesellig*“, „*lustig*“, „*bemüht und freundlich*“, „*bodenständig*“, „*ungezwungen*“, „*ohne irgendwelche Allüren*“, „*brav*“, „*religiös*“, „*persönlich*“, „*bewusster*“, „*gesünder*“, „*hilfsbereit*“, aber auch „*ned so offen*“, „*tratschen*“, „*einfallslos und bequem*“, „*woin si ned auf was anders einlassen*“, „*Proleten*“.

In vielen dieser Begriffe findet sich, was Simmel als „vielmehr auf das Gemüt und gefühlsmäßige Beziehungen gestellt“ (Simmel 2010 [1903]: 242) beschreibt. Wie in der Methodenkritik bereits erwähnt, soll an dieser Stelle noch einmal auf die tendenziell positivere Beschreibung des Ländlichen hingewiesen werden.

Im Gegensatz zu den ländlichen sozialen Zuschreibungen, wurden Menschen aus der Großstadt mit Attributen wie: „*egozentrisch*“, „*versnobbt*“ und „*aufgeschlossen*“ bezeichnet. Auch hier finden sich wieder klare Parallelen zwischen den Zuschreibungen von Soziologen u.a., die mittlerweile bis zu einem Jahrhundert alt sind, und den Attributen aus der vorliegenden empirischen Untersuchung. Dass diese Bilder sich trotz diversen Globalisierungsprozessen nicht stärker unterscheiden, ist für mich eines der interessantesten Ergebnisse dieser Arbeit.

8.1.3.3. Soziale Beziehungen

Auch die Art und Weise der sozialen Beziehungen kann im Hinblick auf die Analyse der Interviews als ländlich oder urban beschrieben werden. Es wurden viele Fotografien mit dem Hinweis vorgestellt, dass hier „normalerweise“ Menschen sitzen und plaudern würden.

Diese Orte wurden zunächst wegen ihrer Ausstattung (Bänke und andere Sitzmöglichkeiten, Plätze, Brunnen, Kirchen, etc.) als ländlich wahrgenommen, bevor in einem nächsten Schritt auf ihren sozialen Charakter verwiesen und damit Gedanken, die

vielleicht unbewusst das Bild bestimmten, aufgezeigt wurden.

So beschreibt eine Wienerin die Fotografie der Karmeliterkirche und führt später in Bezug auf Religiosität aus³⁹:

„[...] alle Sachen wo Menschen zusammenkommen sind dort [am Land] attraktiver, weil bei uns [in Wien] hast du viel mehr Auswahl, wo du hingehen kannst, wo du Leute treffen kannst, oder wo du einen Kaffeetratsch machen kannst und am Land is das halt irgendwie so ein... am Sonntag da trifft man sich und danach geht man frühshoppen und bequatscht alles. So der Gemeinschaftssinn ist irgendwie dort... vielleicht ausgeprägter“ (IP9_W, Anm. d. Verf.).

In Bezug auf soziale Beziehungen stellt die Probandin einen Unterschied zwischen Stadt und Land fest: Die Auswahl der sozialen Kontakte ist im urbanen Raum durch die dichtere Besiedlung und die höhere Einwohnerzahl einfacher. Im ländlichen Raum, so ihre Vorstellung, gibt es nicht so viele Möglichkeiten, um Leute kennenzulernen. Das ist für sie mit ein Grund weshalb Menschen am Land in die Kirche gehen - eben um Menschen zu treffen. Was hier mitschwingt ist die Vorstellung einer bewussteren, „überregionaleren“ Auswahl der sozialen Kontakte bei den Menschen im städtischen Raum, im Gegensatz zu einer vergleichsweise eingeschränkten und gleichzeitig räumlich eingegrenzteren Auswahl der Kontakte bei den Menschen in ländlichen Regionen.

In diese Richtung geht auch die Aussage eines Studenten, der nach der Matura aus Oberösterreich nach Wien gekommen ist. Er ist sich nicht sicher, ob er später wieder am Land leben will:

„[...] was scho schwierig is, ahm, dass die meisten Leid, mit de i mi versteh san in die Stadt, in irgenda Stadt gezogen und am Land san eigentlich nur die Leid zruck blieben, mit de i mi ned so versteh. [...] Ja, in da Stadt is halt so, dass da mehr Studenten wohnen und... es liegt vielleicht a a bissl an da Bildung, dass,... dass halt a die Menschen in da Stadt oder zumindest, mit denen... mehr mein Bildungsniveau ham, oder zumindest mein Bildungsweg vielleicht, ned s Niveau .. und da hat ma halt ähnliche Interessen, Freizeitbeschäftigungen und... kann si halt besser austauschen“ (IP6_NW).

Die Menschen mit denen der Befragte in seiner Heimatregion Kontakt hatte, sind mittlerweile beinahe zur Gänze in diverse Städte gezogen. Am Land, bzw. in der Umgebung seines Herkunftsortes hat er daher nicht mehr viele enge soziale Kontakte. Hier

³⁹ Vgl. Abb1_IP9_W

tritt neben dem Aspekt der eingeschränkten Auswahl der Bekanntschaften am Land und der vergleichsweise breiteren Auswahlmöglichkeit in der Stadt noch eine andere Thematik hervor: Die Menschen, mit denen er sich versteht, die seinen Bildungsweg haben und seine Interessen teilen, verziehen in die Stadt, am Land bleiben in seiner Vorstellung Menschen, die für ihn zum Großteil keine potenziellen Freunde darstellen. Die Dimension dieser Aussage verschwimmt mit der obigen Subkategorie und den Zuschreibungen an die ländliche Bevölkerung, wobei er an dieser Stelle die zurückgebliebene Bevölkerung nicht näher beschreibt.

Die Tatsache, dass es am Land seiner Meinung nach wenige Menschen gibt, mit denen er eine freundschaftliche Verbindung eingehen kann oder will, stellt für ihn einen Grund dar, nicht mehr in die Umgebung seines Heimatdorfes zurückzukehren und wird daher eher negativ bewertet.

Die soziale und räumliche Mobilität des Studenten und seiner Freunde aus der Herkunftsregion spielen an dieser Stelle eine große Rolle. Sie beeinflussen die Wahl der Sozialkontakte entscheidend. In der Literatur wurde lange davon ausgegangen, dass Menschen in räumlich zu lokalisierende Gemeinschaften eingebunden sind. Mittlerweile hat sich ein Verständnis durchgesetzt das die gestiegene Mobilität und die Veränderung der Beziehung von Raum, Gesellschaft und Kultur unterstreicht und betont, dass dieser Wandel bei der Wahl der Sozial-Kontakte und der Einbindung in Gemeinschaften und Gruppen in vielen Biografien einen wichtigen Stellenwert einnimmt (vgl. Wiborg 2004: 416f.).

In diesem Zusammenhang wird in der Literatur für die Situation des Probanden von *class journey* gesprochen. Der Begriff *class journey* beschreibt laut Wiborg (2004: 428) den Übergang „[...] from a distinct social background to a different kind of life style“. Diese *class journeys* erzeugen bei den „Betroffenen“ das Gefühl, nicht mehr in das Herkunftsmilieu zu passen und zu gehören (vgl. Wiborg 2004: 428). Die persönlichen Erfahrungen des Probanden prägen das Bild, das er vom Land und von ländlichen Gesellschaften hat demnach entscheidend mit.

Während die beiden obigen Befragten soziale Beziehungen am Land kritisch betrachten, weil diese wenige Auswahlmöglichkeiten bieten, so thematisieren eine Vielzahl an Aussagen individuelle Vorstellungen der sozialen Beziehungen in ländlichen Gesellschaften, sofern sie bereits bestehen. Diese sozialen Kontakte werden tendenziell als persönlicher beschrieben. Ein wichtiger Faktor, der in diesem Zusammenhang hervortritt,

ist der Faktor der Bekanntheit. So drückt eine Probandin die von ihr wahrgenommene Ländlichkeit eines kleinen Geschäftes wie folgt aus⁴⁰:

„Und zwar erinnerts mich einfach an so klane Märkte oder allgemein so kleine Geschäfte am Land selbst und irgendwie, dass die Anonymität da a bissi verschwindet, wann ma da iatst zum Beispü regelmäßig einkaufen geht. Des is kleiner, behaglicher und persönlicher [...] im Grunde, wennst da zwoamal drinnen warst, erkennens di“ (IP1_NW).

Ein ländlicher Aspekt an dem Motiv des Fotos auf dem ein kleines Geschäft zu sehen ist, ist die persönliche, informelle Atmosphäre. Sie wird der Anonymität in der Großstadt gegenübergestellt und in einer dichotomen Weise dem Land zugeschrieben. Dieses persönliche Kennen tritt auch in anderen Interviews zutage, so beschreibt ein Proband einen Grund für die Wahrnehmung einer Gasse als ländlich⁴¹:

„ [...] dass ma si persönlich kennt irgendwie, zum Beispü die... zum Beispü beim Spar is ganz untypisch für Wien eigentlich, was aber am Land sehr typisch is, dass ma zum Beispiel begrüßt wird und dass si vü Leid kennan [...] dass des so a abgeschlossenes Millieu irgendwie is, weil, man kennt si hoid in der Gassen und die Leid gehn halt dann oft dann gemeinsam essen, in die Restaurants in derselben Gassen“ (IP6_NW).

Oder folgendes Zitat aus der Beschreibung eines Probanden in der er erklärt, warum der von ihm fotografierte Brunnenmarkt im 16. Bezirk ländliche Aspekte aufweist⁴²:

„[...] ich glaub, dass die Leut' sich auch recht gut kennen, das hab ich irgendwie mitbekommen, also die Markt-Standler merken sich dann auch ihre Stammkunden und... Es gibt da... find ich schon so eine recht... informelle ... ähm... ah... wie sagt ma.. Stimmung? Wo die Standler auch ihre Kunden kennen, also es lebt auch von persönlichem Kontakt“ (IP10_W)

In einem anderen Interview wird dieser persönliche Kontakt mit den Nachbarn am Land (in der Steiermark) dem Kontakt zu den Nachbarn in der Stadt gegenübergestellt:

„Dass i halt a selber bei mir merk, dass i halt a ... eben mit den Nachbarn daheim anders umgeh, oder freundlicher bin, als zum Beispiel mit den Nachbarn in Wien... Weil ma die ja teilweise a von kloa auf kennt, die Nachbarn daheim [...] Und des... in Wien glaub i eher ... eher, ähm... ned so ... wenn i ma denk, meine Nachbarn kenn i teilweise ned amoi so richtig“ (IP7_NW).

⁴⁰ Vgl. Abb2_IP1_NW

⁴¹ Vgl. Abb3_IP6_NW

⁴² Vgl. Abb4_IP10_W

Diese Befragte unterscheidet in ihrem Interview deutlich zwischen der Art des Kontaktes, die sie mit ihren Nachbarn am Land bis heute pflegt und der des Kontaktes mit den Nachbarn in der Stadt. Dabei werden zwei Dimensionen des Kennens deutlich. Das kategorische Kennen und dessen begrifflicher Gegensatz, das persönliche Kennen⁴³. Die Dimension des persönlichen Kennens verbindet sie, wie auch in vorher angeführten Zitaten deutlich wird, mit dem Ländlichen, und das kategorische Kennen mit der Großstadt und der – aus ihrer Dichte resultierenden – Anonymität. Die Nachbarn in Wien sind der Probandin kategorisch bekannt, was bedeutet, dass sie sie als Nachbarn erkennt, teilweise aber nicht weiß, wie sie heißen, wie an einer anderen Stelle des Interviews hervorkommt. Im Gegensatz dazu kennt sie die Nachbarn aus der Steiermark „von klein auf“ und weiß nicht nur wie sie heißen, sondern kennt darüber hinaus Details ihrer Biografien. Daraus resultiert, ihrer Meinung nach, auch die Freundlichkeit, mit denen sie den Nachbarn am Land begegnet.

Freundlichkeit ist eine assoziative Zuschreibung, die bereits weiter oben angeführt wurde, die sich aber ebenfalls in mehreren Interviews findet. So beschreibt ein Proband wieder die Spar-Belegschaft in der Gasse, in der er lange gewohnt hat als ländlich:

„[...] es is a bissl... a langsameres Tempo und a... freundlicher... also es is, sie san sehr bemüht und sehr freundlich, was ma a immer auffällt, was am Land immer stärker is, dass... die ganze Hektik is ned so stark am Land und ma hat nu Zeit dass ma ... doch für a kurze Freundlichkeit“ (IP6_NW).

Und auch die oben zitierte Befragte erläutert ein Foto, auf dem ein Auto zu sehen ist⁴⁴.

„Ja, des Bild hab i aus zwoa Gründen gewählt. Also einerseits hab i vor kurzem beobachtet, wie jemand sei Auto nimma starten hat können, und dann is sei Nachbar ausakuma, also i nimm an, dass a Nachbar war, aus dem Haus da halt. Und... war ihm dann eben glei behilflich [...] Eigentlich verbind i so... mit Ländlichkeit also eben, dass die Leid vielleicht mehr hilfsbereit san zueinander und ... ähm, mehr Rücksicht aufeinander nehmen und einfach schauen... da helfen, wenn du a Problem hast und ... und, ja, schneller da san und vor allen Dingen halt a freundlich und der war irgendwie sehr... sehr, sehr

⁴³ Dabei wird das persönliche Kennen dem kategorischen Kennen gegenübergestellt und von Lofland folgendermaßen definiert: „By personel knowing, I refer to knowledge of another based on information not only about his roles and statuses, his categories, but on information, however slight, about his biography as well. To know another personally is always to apprehend him as a unique historical event“ (Lofland zit. nach Dirksmeier 2009: 189).

⁴⁴ Vgl. Abb3_IP7_NW

freundlich, hat viel gelacht und ... ja, das war einfach sehr nett“ (IP7_NW).

Freundlichkeit wird in dem ersten Interview-Ausschnitt interessanterweise mit einem Mehr an Zeit und damit wieder einer, schon früher als ländlich beschriebenen Dimension in Verbindung gebracht. Sie steht hierbei der „Hektik“ der Stadt kontrastierend gegenüber, in der für Freundlichkeit, in der Vorstellung des Probanden, keine Zeit gefunden wird.

Im zweiten Zitat wird Freundlichkeit ohne nähere Ausführungen mit Ländlichkeit assoziiert, wobei die Probandin bereits weiter oben ihre Freundlichkeit mit dem Grad der Bekanntheit in Verbindung bringt. Hier tritt der Unterschied zwischen dem Fremden und dem Freund zutage. In dem Moment, in dem der Nachbar als Fremder beschrieben wird, wird er als städtisch charakterisiert. Umgekehrt werden Menschen, die sich persönlich kennen und daher fast so etwas wie eine freundschaftliche Beziehung zueinander aufweisen, als ländlich wahrgenommen.

Dies tritt auch in einer weiteren Zuschreibung zu ländlichen Beziehungen, die in obigem Zitat zum Vorschein kommt, auf: der Hilfsbereitschaft. Gründe für mehr Hilfsbereitschaft verbindet sie an einer anderen Stelle im Interview damit, dass man *„einfach vielleicht mehr Kontakt hat“* und führt weiter aus:

„[V]on dem her... Is da eigentlich viel mehr Bezug gegeben. Und i glaub, durch den Bezug is einfach, ja, sowas wie Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit... Zumindest oberflächlich... ähm... mehr gegeben, als des vielleicht in da Stadt der Fall is“ (IP7_NW).

Die engere Bindung zu den Mitmenschen ist es, was die Befragte in Bezug auf Hilfsbereitschaft, die sie in diesem Fall als ländlich charakterisiert, als entscheidend betrachtet. Auch in der Literatur findet sich eine ähnliche Zuschreibung, in der Hilfsbereitschaft, wenn auch aus einem anderen Grund, eher in ländlichen Regionen verortet wird⁴⁵. So schreibt Dirksmeier davon, dass die ständige Konfrontation mit äußeren Reizen, seien sie visueller, akustischer oder olfaktorischer Art, eine psychische Belastung darstellt, die sich etwa in einer geringeren Hilfsbereitschaft gegenüber Fremden zeigt (vgl. Dirksmeier 2009: 189). In obigem Beispiel mutmaßt die Befragte, dass sich die beiden Männer kennen, dass sie Nachbarn sind. Ihrer Ansicht nach handelt es sich demnach nicht um Fremde, was mit ein Grund für ihre Wahrnehmung der beobachteten Szene als ländlich ist.

Die Beziehungen zwischen den Menschen in der Stadt und den Menschen in ländlichen

⁴⁵ Siehe Kapitel 6.1.

Regionen werden sehr unterschiedlich wahrgenommen. Wie gezeigt wurde, wird die Stadt mit größeren Möglichkeiten der Wahl der persönlichen Sozialkontakte, aber auch mit einer größeren Anonymität zwischen ihren BewohnerInnen beschrieben. Das Land, im Gegensatz dazu, wird als Ort der engeren Kontakte bezeichnet, was damit zusammenhängt, dass es weniger dicht besiedelt ist und die Auswahlmöglichkeit der Kontakte weniger stark gegeben ist. Als ländlich wahrgenommene Gesellschaften werden eher mit Definitionen beschrieben, die jener von Gemeinschaften ähnelt. Diese werden in der Literatur folgendermaßen definiert: Mitglieder von Gemeinschaften definieren sich über gemeinsame Werte und Interessen, sehen sich als Teil dieser Gruppe, treten häufig miteinander in Kontakt und weisen enge Beziehungen zueinander auf (vgl. Häußermann 2007: 599).

Eine Probandin aus Wien – Josefstadt drückt ihre Ansicht zu den Kontakten am Land folgendermaßen aus: „*Das Dorf, also so wo man sagt, man kennt alle Leute*“ (IP3_W). Ihr Bild vom Dorf ist also das eines Ortes, an dem jeder jeden kennt. Dieses Bild scheint auch in anderen Interviews durch, etwa bei der Beschreibung der Kassierin oder des Bäckers, die persönlich bekannt sind. Im Gegensatz dazu ist die Stadt ein Raum der Anonymität.

Walter Siebel schreibt in diesem Zusammenhang: „Der Prototyp des Städters ist der Fremde“ (Siebel zit. nach Steinführer 2002: 115). Fremdheit steht sozialen Kontakten hinderlich gegenüber, die Distanz birgt aber auch Möglichkeiten individueller Freiheiten außerhalb der Konsequenzen tradiertener Normen (vgl. Steinführer 2002: 115). Auf diesen Punkt wird im nächsten Unterkapitel eingegangen.

8.1.3.4. Soziale Normen

Die sozialen Kontakte, wie oben beschrieben, werden häufig positiv konnotiert, etwa in Zusammenhang mit Freundlichkeit oder Hilfsbereitschaft. Es wird aber auch eine eher negativ assoziierte Dimension ausgedrückt, die sich kurz mit einem Mehr an sozialen Normen beschreiben lässt. Dieser Aspekt kommt in vielen Interviews hervor, etwa als die gebürtige Kärtnerin ein Foto erläutert, auf dem ein junger Mann zu sehen ist, der eine bunte Leggings trägt⁴⁶:

„[Das] hat eigentlich was Positives, weil is als angenehm empfind, dass ma in ana Stadt

⁴⁶ Vgl. Abb5_IP2_NW

im Prinzip machen kann was ma mag,... und dass man sich kleiden kann, wie man will ohne... i man, des kann ma am Land a machen, aber es is vielleicht ned so anfach, wie... wie in ana Stadt. [...] Passieren wird nix, aber es wird halt wahrscheinlich keine Ahnung,... zu unangenehmen Situationen kommen, dass ma irgendwie blöd angedet wird, dass ma sich immer wieder verteidigen muas und ma vielleicht dann einfach mit der Zeit dann a koa Lust hat,... des zu machen und sich dann wieder so eher anpasst und sagt... okay, i hab... warum sollt i mi eigentlich... oder vielleicht dann a in die Stadt flüchtet, wann ma sagt, okay, i möcht aber so leben... und... in die Stadt dann flüchtet“ (IP2_NW).

In Hinblick auf das Kleidungsstück des jungen Mannes auf dem Bild ist die Befragte der Ansicht, dass das Tragen einer solchen Leggings am Land mit Schwierigkeiten verbunden ist. Dass man „machen kann, was man will“ assoziiert die Befragte im Gegensatz dazu mit der Stadt. Das Wort „anpassen“ deutet auf eine dahinter stehende soziale Norm hin. Sie erzählt von einem Pullover, den sie sich selbst vor einiger Zeit gekauft hat und auf den ihre Mutter folgendermaßen reagierte: *„[...] des kannst du gern jederzeit anziang aber ned, wenn du mit mir daham unterwegs bist“* (IP2_NW).

Hier wird deutlich, dass die Mutter der Befragten nichts dagegen hat, wenn sie ihn in der Stadt bzw. außerhalb des Herkunftsortes anzieht, ihn aber nicht für ein passendes Kleidungsstück für den gemeinsamen Aufenthalt im Ort hält.

Eine Probandin aus Wien erzählt eine Geschichte von der Mutter ihres Freundes aus Niederösterreich, die sie typisch ländlich findet:

„[...] die Mutter von meinem Freund hat den Kirchenbeitrag nicht gezahlt und sie wollt ihn dann... noch nicht zahlen, weil das eben falsch berechnet war und... sie wollt eben dass,... ja, es war irgendwie was,... ja, sie hats bewusst nicht gezahlt und das hat der Opa von meinem Freund gar nicht ausghaltn. Er hat dort angrufn und hats dann selber gemacht, weil ers nicht ausghaltn hat, dass seine Tochter es nicht macht. Und das ist für mich irgendwie schon auch typisch“ (IP5_W).

Dieser Vorfall stellt für die Wienerin ein Ereignis dar, das sie als typisch ländlich befindet. Ein Grund dafür ist, wie sie es weiter unten ausdrückt die „Konformität“. Der Großvater zahlt seiner Tochter den Kirchenbeitrag, den sie bewusst nicht zahlen will, weil er aus irgendeinem Grund nicht erträgt, dass sie es nicht tut. Die Wienerin tut sich schwer damit, zu benennen, was daran genau den ländlichen Aspekt ausmacht und meint schließlich: *„[...] eher dieses: Passt nicht ins Schema“* (IP5_W).

Die Begriffe „ins Schema passen“ und „Konformität“ ähneln einander und werden beide mit Ländlichkeit assoziiert. Die Anpassung der Verhaltensweisen, die als unüblich oder unpassend erachtet werden, erfolgt, wie im ersten Interview deutlich herauskommt, um den Sanktionen, welcher Art auch immer, zu entgehen. In den obigen Beispielen äußern sich diese Sanktionen einmal durch die strafenden Worte der Mutter oder des Vaters oder durch den Ärger der Nachbarn, wie in einem anderen Beispiel, das mir die Wienerin nennt und in dem eine Familie durch die Höhe und den Anstrich ihres neu gebauten Hauses Verärgerung in der ländlichen Siedlung hervorruft (vgl. IP5_W).

Dass man in der Stadt „machen kann, was man will“ ist wiederum auf den Gedanken des Fremden und Nicht-Fremden zurückzuführen. Den Fremden kümmert wenig, was ein anderer Fremder macht. In ländlichen Regionen, dem Raum also, der sich gerade durch Bekanntheit und Teilhabe auszeichnet, interessieren sich die Menschen aufgrund der bestehenden Bezüge und Verbindungen füreinander. Dies hat einerseits – wie oben beschrieben – Hilfestellungen und enge soziale Kontakte zur Folge, andererseits aber auch etwas, das als gefühlte Beobachtung beschrieben werden kann.

Das Beobachtet-werden ist ein weiterer Punkt, der immer wieder mit dem Leben im „arkadischen“ Raum assoziiert wird, so beschreibt eine Probandin aus der Steiermark die Vorteile des Stadtlebens und der Unbekanntheit der Nachbarn im Gegensatz zu ihren Erfahrungen am Land: *„[...] also, manchmal is des ganz angenehm, wenn ma ned immer seine Nachbarn, die oan beobachten oder keine Ahnung... Also des muss i ned immer ham“* (IP7_NW). Das Beobachtet-werden ist etwas, was ihr im Gegensatz zu der Freundlichkeit und den Hilfestellungen, die das persönliche Kennen mit sich bringt, nicht so behagen. Auch eine Studentin, die ihr Leben seit jeher im selben Haus im achten Wiener Gemeindebezirk verbracht hat, thematisiert das Beobachtet-werden. Für sie weist die Umgebung, in der sie lebt fast so etwas wie Dorfcharakter auf, da sie die Menschen aus dem Haus gegenüber „zumindest vom Sehen“ kennt und die Kassierinnen beim Billa seit Jahren dieselben sind. Trotzdem ist, ihrer Ansicht nach, der Unterschied zum Leben am Land noch gegeben⁴⁷:

„Und es ist jetzt nicht so, dass ich sag, ähm, ich fühl mich aber jetzt nicht beobachtet, oder so, wo ich sag, das ist vielleicht eher dann... das Negative, wenn man sagt, dieser Dorfcharakter, also es is jetzt nicht, dass ich sag, ahm, quasi... alle im Umfeld kriegen mit,

⁴⁷ Vgl. Abb3_IP3_W

was ich die ganze Zeit mach, oder so“ (IP3_W).

Die Befragte findet es sympathisch, dass sie ihre Umgebung kennt, schätzt aber auch, dass diese Beziehungen nicht zu eng sind. Sie befindet sich in einem Zustand der irgendwo zwischen der postulierten Großstadt-Anonymität und den engen Bindungen des Landlebens liegt und der ihr zusagt.

Ein weiterer, mit Ländlichkeit assoziierter Gedanke ist der des „Klatsch und Tratsch“, so erzählt die Befragte aus dem 21. Bezirk von der Reihenhausanlage, in der sie aufgewachsen ist:

„[...] es sind halt so 28 Reihenhäuser und... wenn dann so ein bisschen so Klatsch und Tratsch is, das erinnert mich dann auch so ein bisschen ans Dorf. Also das is schon irgendwie so... weil das dann halt auch, ... das ist dann eben so, wieder so 'ne kleine Welt“ (IP5_NW).

Auch diese Assoziation von „Klatsch und Tratsch“ mit dem Dorfleben hängt stark mit den vorangegangenen Dimensionen von sozialen Beziehungen, aber auch sozialen Normen zusammen. Über jemanden oder etwas kann man sich nur dann unterhalten, wenn ihn auch alle Beteiligten des Gespräches kennen. Die schöne Formulierung „kleine Welt“ geht in diese Richtung. Sie bezeichnet in diesem Zusammenhang den gemeinsamen Bekanntheits-Radius einer Gruppe. Tratsch und Klatsch kann aber auch dahingehend in Verbindung mit sozialen Normen auftreten, als dass es als Sanktionierung aufgefasst werden kann.

8.1.3.4. Lebensstile

Alle diese Themen und Begriffe, die im Zuge der Analyse herausgefiltert wurden, sind mehr oder weniger stark miteinander verbunden und hängen gleichzeitig mit anderen Dimensionen des Begriffs Ländlichkeit zusammen. Die sozialen Zuschreibungen beziehen sich etwa häufig auf Repräsentationen, die ihren Ursprung in Bildern von ökonomischen oder räumlichen Gegebenheiten am Land haben. So sind etwa die Anonymität, bzw. die Bekanntheit und die Dichte und Größe der Bevölkerung assoziativ verbunden. Dies ist auch im letzten Punkt der Fall, der die Zuschreibung von Lebensstilen an Ländlichkeit behandelt. Lebensstil wird in der Soziologie definiert als „[...] die Gesamtheit (im Sinne einer erkennbaren Gestalt) der schichtspezifischen Verhaltensweisen, vor allem in Freizeit und Konsum, einer Teilbevölkerung“ (Schoeck 1975: 214). Wenn auch die ländliche

Bevölkerung in den Interviews nicht als „Schicht“ definiert wird, so gibt es doch Verhaltensweisen, die als ländlich bezeichnet werden. Sie sollen im Folgenden kurz dargestellt werden.

Das Leben am Land wird weitgehend als „bewusster“ bezeichnet. Diese Vorstellung speist sich aus der Idee, dass Menschen am Land der Natur bzw. der Umwelt, aber auch den agrarischen Abläufen tendenziell näher sind. Diese Nähe geht dabei über eine räumliche Nähe hinaus. Exemplarisch dafür soll das nächste Zitat einer Oberösterreicherin dienen:

„[...] a vielleicht a bissl der Bezug zua... i woass ned, ob i da scho zweit geh... zur Söbstversorgung, dass des ... hmm... na, Selbstversorgung, des... aber eher bewusster leben und bewusster auswählen.

MH: Wie meinst du: bewusster?

IP1_NW: Am Land is findi des Leben bewusster und a [...] ahh, bewusster leben, also gesünder vielleicht a a bissl [...] dadurch dass mas a wahrscheinlich mehr mitgriagt woher des Ganze [Lebensmittel] kummt oder an andern Zugang hat“ (IP1_NW).

Die Nähe zu der agrarischen Produktion, bzw. das Mitbekommen ihrer Abläufe ist, laut dieser Probandin, mitverantwortlich dafür, dass das Leben am Land „bewusster“ stattfindet. Bewusster verbindet sie hier einmal mit gesünder, wobei sie dies nicht weiter ausführt. Eine ähnliche Anschauungsweise findet sich auch in einem weiter oben bereits zitierten Satz, in dem eine Probandin aus Kärnten ein Erntedankfest in der Stadt beschreibt und erwähnt, dass sie sich nicht sicher ist, ob die Hintergründe dieses Festes den Menschen in der Stadt bewusst sind. Sie überlegt, ob solche Feste dazu beitragen können, den „Leiten aus da Stadt“ mehr Bewusstsein zu vermitteln, oder ob das in der Stadt nicht möglich sei, *“weil die halt dann wirklich a nur des Produkt sehn und den Hintergrund vielleicht ned so spüren“ (IP2_NW).*

Menschen in urbanen Milieus wird in dieser Aussage weniger Kenntnis der Abläufe landwirtschaftlicher Produktion zugeschrieben, was gleichzeitig mit einem Unwissen über diesen Bereich und die zugehörigen Traditionen einhergeht.

Andere Aspekte eines ländlich wahrgenommenen Lebensstils wurden schon unter dem Punkt „zeitliche Strukturen“ behandelt, wie etwa das Bild der langsameren Abläufe am Land, wie etwa des Essens, des Einkaufens oder des Lebens insgesamt. Das ländliche Leben wurde in diesem Zusammenhang als geordneter beschrieben. Der zweite Punkt, der

in dem eingangs zitierten Interview-Ausschnitt zum Tragen kommt, ist der des bewussteren Auswählens. Diese Phrase bekommt in der Aussage der Probandin eine soziale Dimension, indem sie es auf die bewusste Auswahl eines kleinen Geschäftes verweist, das man, im Gegensatz zu einem Großmarkt, unterstützen will: „[...] *bewusster hinschauen und sagen i kunnt dort einkaufen, weil i die dort unterstütz, was ja am Land a nu eher vorkummt, als in da Stadt*“ (IP1_NW).

Bewusstsein bedeutet hier also auch die bewusste Anteilnahme am Leben anderer, was wiederum Bekanntheit voraussetzt.

8.1.3.5. Raumnutzung

Ein Thema, das sowohl mit Lebensstil, aber auch mit Raum in Verbindung steht, ist das der dichotomen Wahrnehmung der Nutzung des Raumes in der Stadt und am Land. In der empirischen Untersuchung wurden Vorstellungen einer „ländlichen Raumnutzung“ von Vorstellungen einer „urbanen Raumnutzung“ unterschieden. So beschreibt etwa ein Proband das von ihm geschossene Foto, auf dem ein Grünstreifen zwischen zwei Fahrbahnen zu sehen ist⁴⁸:

„Also das [...] hat mich aber auch dran erinnert, dass sich öfters jetzt Leute direkt am, am Gürtel, ähm... so ohne Parkbank, ohne irgendwas, die ham sich einfach nur ins Grüne gsetzt und sind eigentlich direkt neben den Autos gsessn und ham da halt was gessn oder so und das hat mich total, also mich hat das fasziniert, wie, wie man auf diese Idee kommt [...] ich als Wiener denk mir da... da würd ich mich jetz, würd ich jetzt gar nicht auf die Idee kommen, mich hinzusetzen, sondern ich... keine Ahnung, da such i ma a Lokal oder so“ (IP4_W).

Dieser Befragte spricht von einer Raumnutzung die sich von seiner unterscheidet und die für ihn ländlich ist. Er, „als Stadtkind“ drückt in diesem Interview seine Beobachtung aus, dass eine von ihm als ländlich erkannte Nutzung von Raum sich dadurch unterscheidet, dass sie weniger dezidiert an eine spezifische Nutzung gebunden ist. Den Grünstreifen am Gürtel beschreibt er als: *„der Weg für mich nach Hause“* und er zeigt sich überrascht darüber, dass andere diese Umgebung als Raum um sich „ins Grüne zu setzen“ wahrnehmen. Dieses – ihm fremde – in-Anspruch-nehmen von Raum befindet er als

⁴⁸ Vgl. Abb3_IP4_W

positiv. Er beschreibt das „*sich spontan irgendwo ...äh... zusammensetzen*“, „*auf der Straßenseite stehen und da einen Kaffee miteinander trinken oder sich irgendwo gemeinsam hinsetzen und dort was essen*“ als angenehm und meint: „*[...] die nehmen ganz einfach äh... den Raum äh oder den Platz äh mehr in Anspruch und da hab ich, das, davon.... Da hab ich immer das Gefühl ghabt, ich kann auch von dieser Nutzung von diesem Raum etwas lernen, von diesen Menschen*“ (IP4_W).

Ähnliches erzählt eine andere Probandin in Bezug auf ihre – bereits weiter oben zitierte – Beobachtung älterer Frauen am Wallensteinplatz. Sie beschreibt Menschen, die einen Ort einnehmen, der für die Probandin keine besondere Bedeutung hat, an dem sie sich, trotz der Nähe zu ihrem Wohnort, wie sie an einer anderen Stelle des Interviews ausführt, nie lange aufhält. Die älteren Frauen hingegen nutzen den Wallensteinplatz im zweiten Bezirk als Treffpunkt und verbringen vergleichsweise viel Zeit auf diesem Platz (darauf deutet das Kennen und Treffen von anderen Menschen hin). Die Probandin weist darauf hin, dass es für sie in der Stadt Wien keine solchen Plätze gibt. Was für sie ländlich ist, ist neben der Präsenz von älteren Menschen im öffentlichen Raum vor allem das „draußen sitzen“ (Abb2_IP9_W):

„*Draußen sitzen gibt's in der Stadt irrsinnig wenig und grad diese Parks oder wenigen ... Möglichkeiten, die jetzt nicht speziell eine Grünfläche sind, sondern irgendwo in der Stadt... zwar Beton- aber trotzdem Sitzflächen, gibt's auch nicht so viele, und das... also die wirken schon verdammt ans Ländliche*“ (IP9_W). Sie erinnert sich, dass sie in ihrer Jugend draußen Orte hatte, die für sie Treffpunkte waren, dass sie so etwas aber heute nicht mehr hat. Die eben beschriebene Raumnutzung unterscheidet sich dahingehend von ihrer, als dass dieser Platz für sie kein Ort ist, an dem sie sich aufhält. Auch einen vergleichbaren Ort, der sich unter freiem Himmel befindet und gleichzeitig als Treffpunkt fungiert, hat sie nicht. Trotzdem empfindet sie diese Nutzung des Wallensteinplatzes als positiv.

Aus einem anderen Blickwinkel beschreibt die folgende Probandin ihr Bild eines Gespinstes aus Wolle, zwischen den Stahlrohren eines Baugerüsts vor einem Café⁴⁹.

„*[D]es is ma deshalb als ländlich auffallen, weil da im Prinzip Wolle irgendwie mitananda verstrickt is und [...] in die Stadt eingebaut. Als Kunstwerk eigentlich. Und kann aber a an Nutzen haben, irgendwie, also des hoäßt, Kunst und Nutzen, der irgendwie mi an*

⁴⁹ Vgl. Abb1_IP2_NW

was *Ländliches erinnert*“ (IP2_NW).

Einerseits erinnert die Befragte das Woll-Gebilde an ihr Zuhause in Kärnten, ihre Mutter und Großmutter, an eine vergangene Zeit – die Volksschulzeit, andererseits erkennt sie in diesem Bild auch einen Kunstaspekt, der einen Nutzen haben kann. In diesem Fall die gefühlte Trennung des Cafés von der Fahrbahn, den Schutz vor der Straße hinter dem Baugerüst, wie sie es ausdrückt. Sie erklärt:

„[...] da gibt's ja diese ganzen Strickbewegungen wo si irgendwöche Strümpfe auf die Bäume stricken oder irgendwelche Hüllen und ... i glaub, des sollt a irgend sowas darstellen.. kann aber a den Nutzen haben, dass ma sich dann irgendwas anheftet zum Beispiel oder irgendwelche Zettel, so als moderne Plakatwand vielleicht [...]“ (IP2_NW).

Was diese Befragte beschreibt, unterscheidet sich von den Formen der Nutzung des Raumes, die in den vorigen Interviews zutage traten. Die Nutzung des Raumes geht dieses Mal nicht von älteren Menschen aus und ist ein sehr viel aktiverer Prozess, in dem Raum nicht unbedingt durch physische Präsenz, sondern durch Kunst angeeignet wird. Die Strickbewegungen, die sie anspricht, auch als *urban knitting* oder *guerilla knitting* bezeichnet, bringen einen modernen Aspekt ein. In seiner Tradition versteht sich das *urban knitting* als politische, feministische und aktionistische Bewegung, die ihre Anliegen (und ihre Kunst) in den öffentlichen Raum trägt und ihn so auch ein Stück weit einnimmt und teilt (vgl. Schmid 2011: o.S.).⁵⁰ Auch in diesem Zusammenhang geht es also um die Nutzung des städtischen Raumes. Menschen eignen sich Raum auf eine – für die Befragte – unübliche Art und Weise an. Der ländliche Aspekt ist in diesem Fall das Stricken, bzw. die Wolle, die sie mit ihrer Heimat in Verbindung bringt. Das Stricken ist für die Probandin eine handwerkliche Tätigkeit, die erst durch das Eintreten in den städtischen Raum eine neue Bedeutung bekommt, die aber an dieser Stelle nicht mehr unbedingt als ländlich wahrgenommen wird.

In beiden Fällen geht es um Möglichkeiten der Teilhabe. Dieses Thema ist nicht neu und wurde in den letzten Jahrzehnten vor allem innerhalb der Diskussionen um den öffentlichen Raum und dessen Nutzung in Verbindung gebracht⁵¹.

⁵⁰ Siehe auch: <http://strickistinnen.blogspot.com/> [Zugriff: 21.02.2012]

⁵¹ Siehe Conclusio



Abb. 7: Ökonomische Dimensionen von Ländlichkeit

Von oben nach unten: Lerchenfelder Bauernmarkt (Abb1_IP3_W), Markt (Abb4_IP10_W), Erntedankfest (Abb2_IP2_NW), Bäckerei (Abb4_IP3_W), türkischer Supermarkt (Abb2_IP1_NW), Traktor (Abb6_IP2_NW), Fleischer (Abb4_IP9_W).

8.1.4. Ökonomische Dimension

Die ökonomische Dimension von Ländlichkeit tritt in verschiedenen Ausformungen in vielen Interviews hervor.

8.1.4.1. Produktionsform

Als erste Subkategorie soll die Wahrnehmung von bestimmten Produktionsformen als ländlich behandelt werden. Wenig überraschend wird hier vor allem der Agrar-Bereich genannt. Wörter, die in diesem Zusammenhang in Verbindung mit Ländlichkeit fallen, sind: „Traktor“, „Bauer“, „Felder“, „Wiesen“, „Feldarbeit“, „Landarbeit“, „Bauernhof“, „Tiere“, „Weizen“, „Hafer“. Der Agrarbereich wird also stark mit Ländlichkeit assoziiert, eine Ausnahme bildet der Weinbau, wie in der Aussage dieser Probandin herauskommt:

„Ja, i glaub Wien is ane der Städte, die die größten Anteile an Agrarfläche hat, aber i glaub... des is a irgendwie, weil sie Teile von Niederösterreich besitzt, oder... aber des hat mit Wein zu tun und... Wein is jetzt nid dieser Standard... dieses Standard-Agrarprodukt, was i jetzt mit ländlich... verbind. Is eher a modernes Produkt, meiner Ansicht nach“ (IP2_NW).

Die Probandin ordnet den Agrarbereich tendenziell stärker dem ländlichen Bereich zu, obwohl sie sich darüber bewusst ist, dass Wien eine vergleichsweise große Fläche agrarisch genutzten Bodens besitzt. Dass sie den Agrarbereich trotzdem nicht mit Urbanem verbindet, erklärt sie mit der Tatsache, dass diese Fläche großteils für den Weinbau verwendet wird, ein Produkt, das für sie nicht ländlich ist. Interessanterweise beschreibt sie das „städtische Agrarprodukt“ Wein als *modern* und stellt diesen Begriff implizit ihrer Vorstellung „ländlicher Produkte“ entgegen.

Einen weiteren Punkt, der der Produktionsform zurechenbar ist, stellt die Verbindung von „Handwerker“ und „handwerklichen Tätigkeiten“ mit Ländlichkeit dar. Dies beinhaltet auch die Vorstellung des „Selbermachens“. Ein Proband erklärt, warum er die eigene Werkstatt im Hof mit Ländlichkeit verbindet⁵²:

⁵² Vgl. Abb1_IP10_W

„Naja, dass man, .. dass man die Dinge des alltäglichen Gebrauchs oder dass man das Haus halt selber instand halten kann. Ahm... das is auch was, was in der Stadt halt ... ahm... weniger passiert. Weil... in der Stadt, glaub ich, ma halt einem spezialisierten Beruf nachgeht und auch nicht den Platz hat um selber seine Alltags-Gegenstände in Schuss zu halten. Also... Meine Grundannahme, denk ich, is, dass ma am Land halt eher.. auch versucht, ahm... ja... für den, ah, wie sagt ma? Für den... die Alltags-Gegenstände auch selber, also selber in Schuss zu halten“ (IP10_W).

In der Vorstellung des Studenten aus Wien wird Ländlichkeit damit assoziiert, dass Menschen am Land versuchen ihre Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs selbst instand zu halten. Im Interview wird dabei sehr deutlich, dass der Grund für diesen Gedanken in mehreren Dimensionen verankert ist. Erstens nennt er Platzgründe, wobei sich hier wieder die Vorstellung der dicht bebauten Stadt und der – im Gegensatz zum Leben am Land – kleineren Fläche für Wohnen, zeigt. Den zweiten Grund für diesen Sachverhalt sieht er in den spezialisierten Berufen, welchen die arbeitende Bevölkerung in Städten, nachgeht. Implizit kontrastiert er in dieser Aussage zwei Formen der Arbeit: Die spezialisierte Arbeit, wobei er hier von der Spezialisierung innerhalb eines Berufes spricht und den – für ihn – unspezialisierten Beruf, den er nicht näher ausführt. Die erste Form der Arbeit bringt er dabei mit der Stadt und die zweite mit dem Land in Verbindung.

8.1.4.2. Unternehmensstruktur

Neben dem agrarischen Bereich wird auch eine Reihe an Unternehmen als ländlich erkannt. Diese unterscheiden sich vor allem in ihrer Struktur von den als städtisch wahrgenommenen Unternehmen. Die ländliche Unternehmensstruktur wird mit „*klein*“ und „*eigenständig*“ beschrieben, d.h. in den Interviews wird beispielsweise von „*kleinen Geschäften*“ und „*kleine[n] Märkte[n]*“ gesprochen.

Eine häufige Assoziation stellen Läden dar, die keiner Kette angehören, also beispielsweise Bäckereien oder Fleischereien, die es nur einmal gibt, oder die wenige Filialen besitzen. Eine Probandin drückt ihre Assoziation von „ländlichem Bäcker“ mit folgenden Begriffen aus⁵³: „*Familienbetrieb, oder halt,... auf jeden Fall ein einzelnes Unternehmen, ein kleines Unternehmen*“ (IP9_W). Der Begriff „Familienbetrieb“ taucht häufig auf und steht

⁵³ Vgl. Abb3_IP9_W

möglicherweise in Zusammenhang mit der oben beschriebenen Dimension der Produktionsform.

Dem Bäcker, der durch seine auffällig häufige Nennung in der Untersuchung einen besonderen Stellenwert einnimmt, werden darüber hinaus Werte zugeschrieben. So etwa in folgendem Interview:

„Weil... ähm... das keine Massenfabrikation is... Das is... also... keine Ahnung, so traditionelle Werte... Irgendwie hab ich beim Bäcker mitbekommen, Bäcker hat traditionelle Werte“ (IP9_W).

Auch der Begriff „traditionelle Werte“ wird, wie weiter unten noch gezeigt wird, mit Ländlichkeit verbunden. Diese Verbindung beschreibt auch eine andere Probandin mit den Worten: *„So mehr des traditionsreiche Bäckerei, ned so, dieses... ja, da gibt’s was vorgefertigt und... schnell, schnell“ (IP7_NW).* Tradition wird auch hier mit dem Bild des Bäckers verbunden.

Die als ländlich beschriebenen Geschäfte weisen in den Interviews stets eine soziale Komponente auf, wie etwa die persönliche Betreuung und/oder das persönliche Kennen von Kunde und Mitarbeiter. Dieser Aspekt wird allerdings nicht immer positiv konnotiert. Während einige ProbandInnen das Verschwinden der Anonymität schätzen, zeigen sich andere weniger glücklich. So beschreibt eine Wienerin den Grund, warum sie lieber in Supermärkte geht, als in eine kleine Fleischerei, in der die Betreuung persönlicher ist⁵⁴:

„Ich bin mehr für mich beim Einkaufen... und mehr so... nicht so ein... herzliches Begrüßen und... ich will das eigentlich gar nicht wissen, was meine Verkäuferin am Wochenende macht und wies ihrer Großmutter geht. [...] Da will ich anonym sein. Beim Einkaufen“ (IP9_W).

Für sie ist die persönliche Betreuung in der Fleischerei etwas, das sie mit Ländlichkeit assoziiert. Im Gegensatz zu weiter oben zitierten ProbandInnen gewinnt sie dem aber nichts Positives ab und zieht es vor, ihr Fleisch in einem Supermarkt zu kaufen. Dadurch, dass sie vermutet, dass ihr die Bedienstete in der Fleischerei Geschichten aus ihrem Leben erzählen würde, würde sie zu ihr eine Verbindung aufbauen, die ihr nicht zusagt. Diese fremden Geschichten interessieren sie nicht. Andere ProbandInnen hingegen schätzen die persönliche Atmosphäre in diesen bewusst ausgewählten Läden und mögen es aus der Anonymität auszutreten.

⁵⁴ Vgl. Abb4_IP9_W

8.1.4.3. Direktvermarktung

Ähnlich verhält es sich mit dem Bild des Bauernmarktes, das von vielen ProbandInnen zur Beschreibung des Ländlichen verwendet wird. Hierbei vermischen sich mehrere Dimensionen. Einmal die Form des Marktes, als eine als „vergangen“ erkannte Geschäftsstruktur, wie in folgender Aussage deutlich wird: *„[...] mich erinnert das halt auch ein bisschen, wies früher war, wie in der Stadt noch nicht so diese Geschäftsstruktur war und halt auch immer dieser ländliche, ja, die Leute halt, rein gekommen sind [...]“* (IP3_W). Für die Probandin stellt der Handel mit Produkten auf einem Bauernmarkt eine vergangene Form des Handels dar. Sie stellt sie der modernen Geschäftsstruktur mit Supermärkten und Läden kontrastierend gegenüber. Auch die Tatsache, dass die Lebensmittelhersteller, also die LandwirtInnen, ImkerInnen, etc. ihre Waren von außerhalb der Stadt in die Stadt bringen, ist für sie ein Stück Ländlichkeit in der Stadt. In diesem Sinne trifft also im Raum des Marktes das Land auf die Stadt und vermischt sich.

Den dritten Punkt, der implizit schon gefallen ist, bilden die *regionalen* Produkte, teilweise aus dem Umland von Wien, die durchwegs positiv konnotiert werden. So beschreibt eine Probandin aus Wien, warum sie bestimmte Produkte gerne auf einem Bauernmarkt kauft: *„[...] ich mein, das klingt vielleicht blöd, wenn man sagt, da weiß man von wo die Eier herkommen, aber das sind halt ein paar so Sachen, ähm.. wo ich's lieber hab, wenn ich, also das, das,... also es ist hauptsächlich Gemüse, Eier oder Fleisch, ich mein, ich kauf nicht so viel Fleisch, aber das kauf ich halt lieber da, als abgepackt im großen Supermarkt“* (IP3_W).

Auch an dieser Stelle wird die Direktvermarktung dem Supermarkt entgegengestellt. Ein Aspekt, der in der Aussage mitschwingt, ist die Anonymität. Indem der Hersteller oder die Herstellerin meist selbst hinter dem Verkaufsstand steht, hat die Probandin das Gefühl zu wissen, woher die Produkte kommen. Dies ist im Supermarkt üblicherweise nicht der Fall. Der vierte Punkt ist der persönliche Kontakt. Dem Einkauf am Markt wird eine andere Atmosphäre zugeschrieben, als dem Einkauf im Geschäft. Ein Beispiel dafür ist folgendes, zum Teil oben schon angeführtes Zitat eines jungen Wiener, der den Brunnenmarkt in Wien-Ottakring beschreibt⁵⁵:

„Es gibt Gemüsestände, es wird sehr viel... gefeilscht oder es gibt dann auch Preis-Rabatte

⁵⁵ Vgl. Abb4_IP10_W

und ich glaub, dass die Leut‘ sich auch recht gut kennen, das hab ich irgendwie mitbekommen, also die Markt-Standler merken sich dann auch ihre Stammkunden und... Es gibt da... find ich schon so eine recht... informelle ... ähm... ah... wie sagt ma... Stimmung? Wo die Standler auch ihre Kunden kennen, also es lebt auch von persönlichem Kontakt“ (IP10_W).

Der persönliche Kontakt ist für den Probanden typisch für den Markt, den er als ländlich beschreibt. Ihm fällt auf, dass sich Kunden und Händler kennen und das erzeugt eine informelle Stimmung, die er positiv bewertet. Auch die Art des Handelns unterscheidet sich von der in einem Geschäft. Dass die Preise nicht fix gebunden, sondern verhandelbar sind, erscheint ihm als ländlich.

Die Zuschreibung ländlich verdient sich der Markt auch durch sein Stattfinden unter freiem Himmel und der spezifischen Raumnutzung, so meint eine Probandin aus Wien:

„[...] am Karmelitermarkt, den hab ich eigentlich genau deswegen genommen, weil... die haben nicht nur jetzt fixe Buden, wo sie was verkaufen, sondern die haben auch so eine Fläche, die leer is, wo halt wirklich immer nur am Samstag und am Sonntag Vormittag die Standln aufgebaut werden, was halt noch mehr ländlich is, wenn das eben nicht in einem Gebäude stattfindet, der Verkauf, sondern einfach draußen“ (IP9_W).

In diesem Zitat findet sich einmal das bereits beschriebene draußen, das als ländlich wahrgenommen wird. Zweitens, bzw. damit in Verbindung, wird die Nutzung der Fläche an zwei Wochentagen als Marktraum als ländlich erkannt. Dass an diesen beiden Tagen Menschen vom Land in die Stadt kommen, ihre Verkaufsstände aufbauen und ihre Waren verkaufen, ist in der Vorstellung der Probandin ebenfalls ein ländlicher Aspekt des Marktes. Die Frage, ob sie denn einen Markt am Land kenne, oder dazu irgendwelche Erinnerungen habe, verneint sie. Für sie sind es die Lebensmittelhersteller und Bauern, die vom Land kommen, die den Markt zusätzlich ländlich erscheinen lassen.



Abb. 8: Kulturelle Dimensionen von Ländlichkeit

Von oben nach unten: Markt + Herr mit Hut (Abb3_IP10_W), Gasthaus (Haas) (Abb2_IP8_NW), Gasthaus (Abb5_IP3_W), Musical-Werbeplakat (Abb4_IP6_NW), Kirche (Abb6_IP3_W), Trachten (Abb4_IP2_NW), Lokal (Bettelalm) (Abb2_IP5_W).

8.1.5. Kulturelle Dimension

Als letzte Begriffsdimension soll die kulturelle Dimension von Ländlichkeit dargestellt werden. Auch sie wird zur Verdeutlichung in mehreren Subkategorien behandelt.

8.1.5.1. Religion

Dass das Land mit Religiosität in Verbindung gebracht wird, kam bereits weiter oben immer wieder hervor. Dabei ist zu betonen, dass es nicht die Religiosität allgemein ist, die als ländlich erkannt wird. In den Interviews wurden nur die katholische und evangelische Religionszugehörigkeit mit Ländlichkeit in Verbindung gebracht.⁵⁶ Die Gründe hierfür sind vielfältig⁵⁷:

„Die Kirche hab ich deswegen ausgewählt, weil sie mich an den gemeinsamen Kirchgang am Sonntag erinnert, der am Land glaub ich, schon eher noch eine Rolle spielt, als in der Stadt. Wobei ich schon auch mit Freunden geredet hab, die mir... vom Land kommen und die mir erzählt haben, dass das auch nicht mehr so üblich ist, dass alle geschlossen am Sonntag in die Kirche gehn, aber... die älteren Leute, vor allem noch. Und... Kirchen in der Stadt haben für mich eher so eine... eine... kunstgeschichtliche Funktion. Oder so eine „ornamental-Funktion“. Aber nicht so die... erfüllen keine religiöse Funktion, dass Leute wirklich so in die Kirche gehn, oder ich bekomms nicht mit. Aber das... Kirchen sind für mich eher was, was man... die halt... in ihrer religiösen Funktion fürs Land stehn. Dort werden die auch genützt“ (IP10_W).

Der regelmäßige Kirchgang wird von dem Probanden aus Wien Favoriten als ländliches Phänomen wahrgenommen, wobei er sich darüber bewusst ist, dass dies in der Realität nicht unbedingt so zutrifft. Daher glaubt er, dass seine Vorstellung von Religiosität und dem gemeinsamen Kirchgang etwas ist, was generationenabhängig unterschiedlich gelebt wird. Er bezieht sie in diesem Fall auf ältere Menschen. Die Funktion des Gebäudes „Kirche“ nimmt er am Land und in der Stadt unterschiedlich wahr. Während Kirchen in der Stadt für ihn eine gestalterische bzw. „kunsthistorische“ Funktion haben, sieht er in den Kirchen am Land die religiöse Funktion, vorherrschend.

⁵⁶ Die katholische Kirche (5.917.274 Mitglieder) und die evangelische Kirche (376.150 Mitglieder) bilden in Österreich die beiden größten Glaubensgemeinschaften (vgl. Bundeskanzleramt 2011: 9)

⁵⁷ Vgl. Abb2_IP10_W

Auch die Befragte aus Wien Josefstadt verortet das religiöse Element der Kirche tendenziell im ländlichen Bereich⁵⁸:

„ [...] die Leute, die da halt brav religiös reingehen... Ähm... wo ich glaub, oder was heißt glaub, doch ja, ich glaubs halt, dass das quasi am Land noch... stärker ausgeprägt ist, als... in der Stadt... eben... Nach dem alten Klischee von, quasi, die aufgeklärte Stadt und eben das... is vielleicht... irgendwie ein Klischee, wobei ich glaub, dass da schon ein bisschen was dran is [...] Wobei ich schon sagen muss, dass ich halt... dieses Religiöse da schon ein bisschen, noch für... nicht rückschrittlich, aber halt alt, sagt ma so“ (IP3_W).

Auch sie unterscheidet zwischen der Religiosität der Menschen im „arkadischen“ Raum und den Menschen in der Stadt, wobei sie den Begriff Stadt mit „aufgeklärt“ in Verbindung bringt. Demgegenüber beschreibt sie Religiosität mit „alt“, was an die weiter oben beschriebene gedankliche Verbindung von Vergangenem mit Ländlichkeit erinnert. In diesem Sinne erinnert die Aussage an die Sichtweise von Stadt und Land als zwei Siedlungsformen auf einer unidirektional ausgerichteten Zeitachse, wobei die Stadt dem Land gegenüber als moderner angesehen wird. Es werden in den unterschiedlichen Interviews mehrere Gründe für die unterstellte stärkere Religiosität der Menschen aus dem ländlichen Bereich angeführt, so meint eine Probandin:

„Weil des früher halt so, des hat dazu gehört. Da hat man, woäß ned, einfach glauben miassn, da hat ma si nix... nix dacht dabei, kane Hintergründe, da war des einfach so. Da is ma getauft worn, ois Kind und hat dem... des is a Erziehungssoche, meiner Ansicht nach. Wobei... i ned waß, i glaub, des hat si in den letzten Jahrn sicher... a im ländlichen Bereich etwas geändert, aber, also i glaub in da Stadt durch die Anonymität is des Religiöse eher im Hintergrund“ (IP2_NW).

Sie spricht im Zusammenhang mit Religion soziale Normen an. Früher bezieht sich in dieser Aussage nicht nur auf das Land. Trotzdem glaubt auch sie, dass die Religion am Land noch stärker ausgelebt wird. Den Grund dafür, dass dies ihrer Meinung nach in der Stadt anders ist, verortet sie in der Anonymität. Diese Aussage impliziert, dass Religion am Land, dem Raum der durch Abwesenheit von Anonymität gekennzeichnet ist, durch die Funktionsweisen sozialer Normen noch stärker präsent sind. Darauf deutet auch die Aussage „da hat man einfach glauben müssen“ hin.

Ein anderer Grund wird von einem Wiener Probanden angeführt:

⁵⁸ Vgl. Abb6_IP3_W

„[...] ich stell ma vor, dass das... am Sonntag in die Kirche gehn auch... ein... dass die Leute da zusammen kommen. Das hat ne soziale Funktion, also so der... das einmal in der Woche das Treffen, dann zusammen zum Wirtn zu gehn, nach der Kirche. Weil am Land die Leute schon... eher weit verteilt vielleicht voneinander leben. Und einmal in der Woche sieht man sich, geht aus, zieht sein bestes Gwand an und geht dann zum Wirt und... Da gibts dann Tratsch“ (IP10_W).

Seiner Meinung nach beinhaltet die Funktion der Kirche am Land auch ein verbindendes Element. Die dünne Besiedelung ländlicher Räume hat zur Folge, dass sich die Menschen zu bestimmten, regelmäßigen Zeiten treffen. In diesem Zusammenhang ist nach der Messe auch der gemeinsame Besuch eines Gasthauses ein wichtiger Bestandteil des „Kirchgangs“ um sich mit den Bekannten auszutauschen.

Abgesehen von der religiösen Funktion der Kirche wird aber auch das Gebäude selbst stark mit Dorf und damit mit Ländlichkeit assoziiert, wie weiter oben bereits behandelt wurde⁵⁹. Darüber hinaus wird Kirche mit Tradition und Brauchtum in Verbindung gebracht. Auf die Frage warum sie die Kirche und Religion mit dem Land verbindet, antwortet eine Befragte: *„Ja des weiß i selber ned so... oder eigentlich scho eigentlich, weil ma hoid einfach, glaub i, dahoam irgendwie mehr mitn Glauben oder... so mit Religion, den ganzen Bräuchen und so weiter konfrontiert is, als in Wien“ (IP7_NW).*

Obwohl sie nie regelmäßig in die Kirche gegangen ist, wie sie an einer anderen Stelle anmerkt, so weist das Land doch eine starke Verbindung mit Religion auf.

„[...] irgendwie hat ma die Verbindungen, von Taufe - na guad, da hab i ja nix mitgriagt, aber ähm, einfach so und dann Konfirmation eben und schon ab und zu a Kirchen gehn und a durch die Verwandten, also die Oma oder so, die halt eher gläubig oder halt an Gott glauben oder so... Des... Dass da mehr eben, einfach von die Bräuche her mehr mitgriagt, a wenn ma jetzt vielleicht ned so gläubig is, aber einfach... Des einfach zur Tradition dazua gherd. Und... des am Land einfach viel mehr ausgeprägt is, als jetzt... da in Wien, würd i sagen. Oder zumindest hab is da in Wien nie so empfunden“ (IP7_NW).

Sie spricht von der Taufe, der Konfirmation, an einer anderen Stelle von dem „Kinderclub“ der Kirche, in dem sie war, von ihrer Großmutter, die regelmäßig in die Kirche geht. Sie verbindet Religion und die Strukturen, die sie mit sich bringt mit Tradition und die empfindet sie am Land als ausgeprägter, als in der Stadt. Religion tritt also in mehreren

⁵⁹ Siehe Kapitel 8.1.1.5.

Verbindungen mit Ländlichkeit auf. Erstens wird ihr eine gemeinschaftliche, verbindende Funktion zugeschrieben. Die regelmäßige Struktur der Messen dienen, so die Vermutung einiger InterviewpartnerInnen, als fixe Treffpunkte um seine Mitmenschen zu treffen und sich auszutauschen. Zweitens wird das Gebäude Kirche mit dem Dorf als ländliche Siedlungsform assoziiert. Wie weiter oben ausgeführt, wird die Kirche häufig als Zentrum des Dorfes, als wichtiges Attribut der Struktur eines „typischen“ Dorfes beschrieben. Die dritte Verbindung von Religion und Ländlichkeit zeigt sich in den normativen Vorstellungen und den Assoziationen von Tradition. Dabei wird der, das Dorf- und Zusammenleben strukturierende Charakter von Religion betont.

8.1.5.2. Tradition

Die Begriffe „Tradition“ oder „traditionell“ fielen in den Interviews an unterschiedlichen Stellen und in verschiedenen Verbindungen mit Ländlichkeit. So wurde etwa – wie weiter oben besprochen – die Bäckerei oder der Familienbetrieb als „traditionell“ bezeichnet, oder Tradition in Verbindung mit Religion angeführt. Traditionell stellt aber auch ein beliebtes Wort für die Beschreibung eines als ländlich wahrgenommenen Stils, etwa in der Mode, dar oder beschreibt die Einstellung der ländlichen Bevölkerung – wieder in Verbindung mit Religion.

In Zusammenhang mit Tradition werden auch die Begriffe Werte, Bräuche und Rituale benutzt, die ebenfalls oft in Verbindung mit einem religiösen Element genannt werden. Daneben weisen sie auch eine soziale Dimension auf, etwa das gemeinsame Essen, das durch seine Regelmäßigkeit als „Ritual“ beschrieben wird. Insofern trägt der Begriff Tradition eine Bedeutung von sozialen Normen in sich, die sobald sie in den Interviews als „Tradition“ bezeichnet werden jedoch tendenziell eine positive Konnotation aufweisen.

8.1.5.3. Essen und Trinken

Eine sehr häufige Assoziation von als ländlich wahrgenommenen kulturellen Aspekten stellt in den Interviews interessanterweise das Essen und Trinken dar. Das gemeinsame Essen oder (Kaffee-)Trinken, das Essen in der Familie, aber auch das Gasthaus als „Fixpunkt“, bzw. der Stammtisch. In den meisten Fällen wird zwischen dem Essen oder

dem Besuch im Gasthaus ein Konnex mit einer sozialen Dimension hergestellt. Ein Bild, das ein Proband von einem kleinen Café gemacht hat, erläutert er dahingehend folgendermaßen⁶⁰:

„Es gibt nur einen großen Tisch da drinnen, ahm... wo... si alle Leid, die drinnen an Kaffee trinken wollen, si zwangsläufig hinsitzen müssen, quasi. Und... des hat mi halt so erinnert an,... früher und da... also überhaupt, jetzt a nu so, dass halt die Kultur, dass si alle gemeinsam an den Tisch setzen und gemeinsam essen und gemeinsam was trinken... ahm, mi des sehr ans Land erinnert und sehr wenig an die Stadt“ (IP6_NW).

Der Proband bringt an dieser Stelle die Assoziation vom gemeinsamen Essen mit Ländlichkeit und etwas Vergangenen in Zusammenhang. Später im Interview erzählt er von seiner Vorstellung von der gemeinsamen Mahlzeit am Land, in der mehrere Generationen gemeinsam um einen Tisch sitzen und speisen. Dies kennt er aus der Stadt wenig. Auch hier findet sich also die weiter oben beschriebene gefühlte Trennung der Generationen, bzw. die Verortung alter Menschen bzw. der Großeltern – Generation am Land. Auch ein anderer Proband beschreibt in Bezug auf eine Fotografie von einem kleinen Gasthaus seine Erinnerungen an Familienbesuche im Burgenland⁶¹:

„Es erinnert... es erinnert mich irgendwie so a bissl an, an den Seewinkel... Weil... dort immer... Also im Burgenland is so eine starke... Präsenz des Essens gewesen. Immer wenn ich dort war. Also immer, wenn ich da bei der Familie war, war das Essen unglaublich zentral. Und wenn wir dann zum Wirten gingen sind, miteinander, also wenn wir nicht bekocht worden sind, sondern wenn wir zum Wirtn gegangen sind, dann war das... ein bissl so eine Feierstimmung. Also so was Besonderes. Da war dann nicht, äh... ganz einfach ein... Man durfte keinen Salat bestellen. Da musste es unbedingt ein Schnitzl sein oder sonst irgendwas. Sonst hast du dir einen Affront geliefert gegen diese Gastfreundlichkeit“ (IP4_W).

Die Besuche der Familie am Land verbindet der Wiener mit einer Präsenz des Essens. Er beschreibt die Feierstimmung, die beim gemeinsamen Besuch des Gasthauses vorherrschend war und bei dem es galt, bestimmte Normen einzuhalten: So reichte es nicht aus, einen Salat zu bestellen, man musste eine angemessene Speise wählen. In diesem Beispiel verweist er auf das Wiener Schnitzel, einem Gericht, das traditionell anmutet und

⁶⁰ Vgl. Abb2_IP6_NW

⁶¹ Vgl. Abb2_IP4_W

typischerweise mit der „österreichischen Hausmannskost“ in Verbindung gebracht wird. Die „Kultur des Essens“ wird also in der Stadt und am Land sehr unterschiedlich beurteilt, wie auch in folgendem Zitat hervorkommt:

„[...] i glaub scho, dass des Essen halt, dass... erstens des a klarere Struktur hat und des Essen eben ned nur, Essen alloa is, sondern eben a... a Treffen.. also eigentlich a soziale Komponente hat, im Endeffekt. Dass sie die Leit, ähm, dass des eben fix integriert is, ins Zusammenleben, eigentlich, dass des klar is, dass ma si um die Zeit zaumsetzt [...] Also des was i da gmeint hab is scho... sehr stark mit da Familie verbunden, also Familien-Essen, und... i glaub, dass des in da Stadt,... oder überhaupt wahrscheinlich, in da Stadt... immer mehr... nachlasst. Zumindest halt... im Schnitt“ (IP6_NW).

Der Unterschied zwischen dem Essen am Land und dem Essen in der Stadt äußert sich in mehreren Dimensionen. Einmal wird das Essen am Land mit klareren Strukturen in Verbindung gebracht, was damit gemeint ist, ist eine gewisse Regelmäßigkeit, wie im zweiten Satz des Zitats deutlich wird. Es wird aber auch mit einer sozialen Komponente assoziiert, indem die, dem Essen zugeschriebene Bedeutung über die Mahlzeit hinausgeht und einen Treffpunkt darstellt, genauer einen Treffpunkt für die Familie. Ähnlich beschreibt auch eine andere Probandin den Stellenwert des gemeinsamen Essens in der Familie mit den Worten:

„Oiso i glaub, am Land nimmt ma si mehr Zeit nu für soziale Kontakte. Zumindest innerhalb der Familie, da hat des nu an andern Stellnwert“ (IP1_NW).

Auch sie schreibt dem Essen eine Funktion innerhalb der Familie zu. Die gemeinsame Mahlzeit wird zu einem fixen Treffen, an dem kommuniziert wird und die Familienmitglieder miteinander in Kontakt treten.

Abgesehen von der Familie wird das gemeinsame Essen und Trinken aber auch mit „Stammtischen“ in Verbindung gebracht. In diesem Fall sind es meist Freunde und Bekannte, die sich regelmäßig an einem bestimmten Ort treffen und Zeit miteinander verbringen⁶².

„Das vierte Bild ähm... zeigt ein Gasthaus von außen, es heißt nur zufällig Dorfstube, das war eigentlich nicht beabsichtigt. Ähm... es is auch wieder mehr ein Symbolbild. Und zwar, ähm... ich mein damit jetzt eigentlich mehr, diese... Szenen, die oft innen stattfinden, und zwar is für mich dieser klassische Stammtisch-Charakter mit ähm, ich sag jetzt mal alte

⁶² Vgl. Abb5_IP3_W

Männer, ähmm... Schnaps-Karten oder sowas. Ähm.. also einfach dieses... ja, also es war wirklich das Bild... die Männerrunde... beim... beim Schnapsen“ (IP3_W).

Die Männerrunde verbindet die Probandin wie weiter oben erwähnt mit ihren beiden Opas. Der Stammtisch als fixer Treffpunkt, der wöchentlich stattfindet wird auch in anderen Interviews mit Ländlichkeit in Verbindung gebracht. Einen Grund dafür könnte die eingeschränkte Auswahl der Lokale am Land darstellen, wie eine andere Probandin mutmaßt: *„[...] aber vielleicht liegt halt a, eben a an daheim, dass ma vielleicht daheim eher dann so sein Stammlokal oder halt... weils halt ned soviel Auswahl gibt, und du gehst halt dann eher in ... deine Beisl, als halt dieses... Als dassd wieder was Neues ausprobiert, was ma in Wien, wahrscheinlich halt eher immer tut, dass ma dann mal woanders hingehst und dass da... a anderer Bezug eben... besteht“ (IP7_NW).*

Das dichte Angebot an Lokalen und Restaurants in der Großstadt stellt für die Befragte einen möglichen Grund für ihre Assoziation des Stammtisches mit dem Ländlichen dar. Sie bezweifelt, dass in der Großstadt viele Menschen ein Stammlokal haben. Am Land hingegen, wo die Dichte der Ausgelmöglichkeiten weitaus weniger hoch ist, ist es wahrscheinlicher, dass die Menschen immer wieder in – wie sie es nennt – *ihre Beisl* gehen. Den Ausdruck „deine Beisl“ setzt sie im letzten Satz wieder mit dem Begriff „Bezug“ in Verbindung – ein Wort, das an vielen Stellen der Interviews Bedeutung hat. Auch hier findet sich also eine Art der Teilhabe bzw. des persönlichen Bezugs zu einem Ort, den Menschen kennen, den sie mit sich und ihrem Leben verbinden, so dass er schließlich Teil *ihrer angeeigneten Räume* wird⁶³. Das zweite Element, das diese Stammtischrunden eher ans Land als an die Stadt erinnern lässt, ist wieder ihre soziale Dimension. So werden sie häufig mit folgenden und ähnlichen Begriffen assoziiert: *„gemütlicher und herzlicher“, „persönlicher“, „Zeit nehmen und gemütlicher zaumsitzen öfter“, „mitanander tratschen“* bzw. *„lustig und gesellig“*. Diese gedanklichen Verbindungen erinnern an die weiter oben beschriebenen, allgemeinen sozialen Zuschreibungen an Menschen und Beziehungen in ländlichen Regionen.

⁶³ Aneignung stellt hier ein Konzept dar, das nach Deinet (2011: o.S.) als „[...] die Entwicklung des Menschen als tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und als Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur [...]“ verstanden werden kann.

8.1.5.4. Sprache

Ein weiterer Aspekt, der mit Ländlichkeit assoziiert wird, ist der Dialekt. Dabei wird zwischen Dialekten unterschieden. Der jeweils gesprochene Dialekt wird von einer außerhalb Wiens geborenen und aufgewachsenen Befragten mit Heimat und somit mit Ländlichkeit in Verbindung gebracht.

„I moan daheim kenn i a ned jeden, aber halt irgendwie fühlst di doch... wennst dein Dialekt herst und... keine Ahnung, ja... den Schlag von Menschen, der halt doch a anderer is, als der in der Stadt [...] Also scho alloa durch die Leit eben, a wannst ned jeden kannst, aber wannst eben schon deine Sprache oder deinen Dialekt hörst und und doch wieder hin und wieder wen kennst, und so weiter, dann is einfach a andere Herzlichkeit“ (IP7_NW).

Der eigene Dialekt weist für die Probandin aus der Steiermark, wie auch an anderen Stellen des Interviews hervortritt, eine sehr positive Verbindung auf. Es erinnert sie an ihre Herkunftsregion und an die Menschen aus ihrer Heimat, die sie als einen anderen „Schlag von Menschen bezeichnet“, wobei sie später verdeutlicht: *„vielleicht eher Bauern und... und... Handwerker“ (IP7_NW)*. Denselben Dialekt zu sprechen signalisiert für die Probandin eine Identität und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe Menschen, die sie mit Heimat verbindet. Ein anderer Proband, der aus Salzburg nach Wien gekommen ist unterstreicht ebenfalls die positive Konnotation eines Dialektes. Er beschreibt ein Restaurant und dessen Besitzer, Herr Haas⁶⁴:

„Naja, weils eben einfach... erstens amoi der Herr Haas, was drinnen is, der steht im Metzger-Mantel drinnen, so wie im Doktor-Mantel, begrüßt alle Leit persönlich ... und eben so mit so a bissl am Wiener Dialekt... des find i halt a ganz nett, einfach [...] Da kannst einfach... Und bist Gast und sagt da Herr Haas zu dir: "Griass si Gott, Griass si.. No bitte. Da is a Platzal für Sie" (IP8_NW).

Obwohl es nicht sein Dialekt ist, schätzt der Befragte den Wiener Dialekt des Lokal-Besitzers in Verbindung mit der persönlichen Begrüßung. Er beschreibt das Lokal als *„ungezwungen“* und *„gemütlich“* was möglicherweise auch mit der persönlichen Atmosphäre zu tun hat. In der Aussage grenzt der Sprecher das von ihm als ländlich wahrgenommene Lokal und den Dialekt des Besitzers von den so genannten *„Szene – Beisln“* ab.

⁶⁴ Vgl. Abb2_IP8_NW

8.1.5.5. Stil und Mode

Ein weiteres Merkmal, das in den Interviews als ländlich erkannt wird, ist der Stil, den ein Raum aufweist. So werden häufig Räume, Orte oder Plätze mit ähnlichen Attributen versehen. Darunter befinden sich: „alt“ (IP8_NW, IP10_W), „rustikal“ (IP10_W), „aus Holz“ (IP5_W, IP10_W), „Rüschenvorhang“ (IP10_W), „vollgeräumt“ (IP8_NW), *aber auch „gemütlich“ (IP8_NW)“ und „angenehm“ (IP8_NW, IP9_NW, IP2_NW).*

Das Holz und der Begriff „rustikal“ werden einerseits mit Natur in Verbindung gebracht, andererseits wecken sie aber auch Erinnerungen an Landgasthäuser oder Ski-Hütten. Interessant ist auch die Verwendung des Begriffs „alt“, der immer wieder und nicht nur in Verbindung mit einem bestimmten Stil, sondern auch mit Menschen, Mode und allgemein mit einer zeitlichen Dimension von Ländlichkeit in Verbindung gebracht wird. So wird etwa ein älterer Herr mit Hut von einem Probanden als ländlich erkannt: „[...] *das is eben diese, also einfach von der Mode her, der Hut, diese traditionelle... äh... diese... also ich weiß nicht, einfach, einfach der Hut einmal, dieses... ja... schwierig zu sagen... Den, den find ich, sieht man in Wien einfach weniger, als am Land. Das sind dann eben die... Leut, die auch eher in die Kirche gehn würdn, denk ich. Und vor allem auch, weil er älter ist, also ich glaub, ältere Leut sieht man am Land einfach... sind für mich einfach ländlich. Die Jungen sind in der Stadt*“ (IP10_W).

Dieser Interview-Ausschnitt macht die Verwobenheit der verschiedenen Ländlichkeitsdimensionen sehr deutlich. Denn nicht nur der „alte Mann“ als Vertreter einer Gruppe von Menschen, die eher ländlich wahrgenommen wird, auch seine Kleidung erinnern den Probanden an Ländlichkeit und wecken in ihm gleichzeitig ein anderes ländlich konnotiertes Bild – das der Religiosität.

Eine besondere Bedeutung kommt in Bezug auf Mode der Tracht zu. In folgendem Zitat erklärt eine Befragte, warum sie Tracht mit Ländlichkeit assoziiert⁶⁵:

„[...] weils, i glaub, es gibt koa Wiener Tracht, soweit i waß, oder ned in dem... also mir is des halt ned bewusst und weils des... halt früher so des Standard-Gwand am Land war, also da hat ma halt Tracht getragen und da war zu diesen ganzen Hochzeiten und... und wenn halt irgendwie was wichtiges, a wichtiges Fest war, hat ma Tracht getragen und des war in da Stadt, glaub i, ned so“ (IP2_NW).

⁶⁵ Vgl. Abb4_IP2_NW

Die Tracht stellt in diesem Interview etwas dar, das nur am Land verortet wird. Die Kärntnerin bezweifelt, dass es in der Großstadt je Tracht gegeben hat und meint, dass das Tragen von Tracht *früher* am Land Standard gewesen wäre. Die Tracht ist ein Überbleibsel aus vergangenen Zeiten, das aber am Land möglicherweise noch präsenter ist, als in der Stadt. Ähnlich beschreibt auch eine Studentin aus Wien: „[...] *die Klamotten... ja, aber für mich ist trotzdem noch... Dirndl ist noch ländlich. Also, vielleicht ändert sich das noch, aber derzeit ist es schon noch so, weils irgendwie traditionell ist ... und Tradition verbind ich dann auch wieder stärker mit Land, weil... ich das Gefühl hab, dass das halt dort noch stärker ausgelebt wird*“ (IP5_W).

Auch an eben zitierter Stelle wird diese Art von Mode als ländlich erkannt. Die Probandin stellt eine Beziehung zwischen Tradition und Dirndl her. Im letzten Satz, meint sie, dass Tradition *noch* stärker ausgelebt wird – in dieser Formulierung tritt ebenfalls die Verbindung von Tradition, traditioneller Mode und der Vergangenheit hervor.

Die Kultur am Land wird tendenziell als der in der Stadt unterlegen und gleichzeitig das Kulturverständnis der Menschen aus ländlichen Regionen mit Wörtern, wie beispielsweise „volkstümlich“, beschrieben. So betrachtet ein Proband eine Fotografie eines Werbeplakates für das Musical „Cats“ dahingehend als ländlich, als dass er die Vorstellung vertritt, dass vor allem Menschen vom Land in die Stadt kommen würden, um sich ein Broadway-Musical anzusehen, wobei er kritisch anmerkt⁶⁶:

„*Also a Musical is ja doch recht...fast a wengal was, ja, volkstümliches... Im Vergleich zu andere Kultursachen. Und, ja, des hab i irgendwie interessant gfunden, dass ma, wann ma scho in die Stadt kummt und a Kultur-Angebot hat, dass ma si dann... mit sowas zufrieden gibst*“ (IP6_NW).

Als Grund für diese Tendenz überlegt er:

„*[E]s is scho so, dass oft die Menschen in Wien ah, aufgeschlossener san, für die... ahm... Kultur und a... verschiedene Formen von Kultur und... im Vergleich eben, i glaub, dass ma am Land oft sehr... einen seichten und eingeschränkten Kulturblick hat und... ned so... ahm,... wie sagt ma des... dass ma si halt ned sehr... mit Kultur beschäftigt, also ned so, mit sehr profunden Kultur beschäftigt, sondern eben, wie in dem Musical gern unterhalten wird, aber si jetzt a ned intensiver auseinandersetzen muss, oder... Und a auf kan Fall*

⁶⁶ Vgl. Abb4_IP6_NW

kritische Meinung geäußert wird, des eben a reine Unterhaltung is und... ahm, i glaub schon, dass diese Art von Unterhaltung am Land scho stärker is, an sich nämlich am Land a. Und deswegen des in da Stadt a gern anschaut wird“ (IP6_NW).

An dieser Stelle kontrastiert der Proband klar seine Einschätzung des Kulturverständnisses in der Stadt und am Land, merkt allerdings an, dass es sich dabei um eine Tendenz handelt. Das Kulturverständnis am Land beschreibt er dabei als „seicht“, „eingeschränkt“ und vorwiegend der Unterhaltung dienlich. Das Kulturprogramm in der Stadt befindet er im Gegensatz dazu an einer anderen Stelle als „vielfältiger“ und „interessanter“. Diese gedankliche Assoziation erscheint nicht verwunderlich und spiegelt sich an mehreren Stellen in der Literatur wider. So meinen etwa Ching und Creed, dass Ländlichkeit – im Sinne einer kulturellen Kategorie - mit Rustikalität gleichgestellt und das Urbane mit Kultiviertheit (*sophistication*) assoziiert wird (vgl. Ching/Creed 1997: 10). Auch Redfield bringt kulturelle Homogenität mit Dorfgemeinschaften am Land und kulturelle Heterogenität mit der Stadt in Verbindung.⁶⁷

Der Proband nennt in weiterer Folge als Beispiel für die von ihm beschriebene „Land-Kultur“ sogenannte „Stadlfeste“.

„Ja, zum Beispiel, was halt am Land sehr stark gibt, san Stadlfestl. Ahm... des is hoid a... da wird einfach a... a Bierzelt aufgestellt und es spielt a Band, die immer dieselbe, schlechte Musik spielt. Und immer dieselben Hits, die ma schon... die jeder kennt. Und hoid, ma beschäftigt si halt mit nix Neuem oder Interessanten“ (IP6_NW). Was er im weiteren Verlauf des Interviews dabei besonders betont, ist die Tatsache, dass diese Veranstaltungen stets sehr gut besucht sind, woraus er schließt, dass ein großer Teil der Bewohner aus seiner Herkunftsregion Gefallen an diesen Festen findet. Er beschreibt den Ort – das Bierzelt – und die Musik, die immer dieselbe ist, nämlich aus „Hits“ besteht, die sich dadurch auszeichnen, dass sie „jeder“ kennt. Diese Art von Festen konnotiert der Befragte eher negativ. Er kritisiert, wie weiter oben, wieder das von ihm als ländlich wahrgenommene, wenig variierende Kultur-Angebot dieser Veranstaltungen. Der Typus des „Stadlfestes“, so meint er, lässt sich aber auch in Wien finden:

„[D]a gibts iatst, beim Prater gibts jetzt dann des Oktoberfest, des is iatst seit dem Jahr neu. Des is hoid a Nachbau, oder... a Nachbau... a Miniaturform vom Oktoberfest. Da

⁶⁷ Siehe Kapitel 3.2.1.

wern hoid wie gsagt a Zelte aufgespannt, es spün schlechte Bands und es gibt vü Bier und die Leid springen auf die Biertische. Und... ahm, es funktioniert interessanterweise in da Stadt a, aber es is scho was, was dann vom Land in die Stadt bracht wird, also kopiert wird, eigentlich. Ahm,.. die Form von Unterhaltung“ (IP6_NW).

An dieser Stelle wird deutlich, dass der Proband die „Wiener Wiesen“ als etwas Ländliches erkennt, von dem er meint, dass es bewusst in die Stadt gebracht wird. Es ist für ihn weniger ein Bild, als vielmehr eine Inszenierung einer als ländlich erkannten Unterhaltungsform.

Eine ähnliche Form bewusst hergestellter Ländlichkeit erkennt eine Probandin aus Wien in diversen „Volksfest-mäßig[en]“ Festen vor dem Wiener Rathaus, bzw. an einer anderen Stelle in Bezug auf ihr Foto eines Lokals im ersten Bezirk. In Zusammenhang mit dem Lokal beschreibt sie eine – dem oben zitierten Interview ähnliche – Verbindung von Musik, Lokalität und Ländlichkeit:⁶⁸

„Für mich ist das typisch Après - Ski. Was, du hast dann diese... Schlagermusik, dann... ähh, ich weiß auch gar nicht wie das heißt, aber halt diese Richtung mit, ja: 'Das sind niemals 75D, pack die Möpse ein und geh' und... in dem Niveau einfach diese Lieder... aber extrem viel Schlager halt auch... und, und... einfach überhaupt nicht zusammenpassend. Dann hast du auf einmal so ein typisches Lied mit den Möpsen und dann danach kommt Shakira, dann kommt der... dieser neue Schlager-Heini, wie... der Gabalier oder wie der heißt [...] auf einmal konnten alle mitsingen und haben geschunkelt, ja, dieses Schunkeln find ich auch irgendwie ländlich“ (IP5_W).

Auch diese Probandin aus Wien-Floridsdorf äußert sich im weiteren Verlauf des Interviews eher negativ über die von ihr beschriebene, mit Ländlichkeit konnotierte Szene. In diesem Interview fällt der Probandin auf, dass die Besucher des Lokals die Texte der Schlager mitsingen konnten. Die Verbindung zwischen den – für die Befragte – sehr unterschiedlichen Musikrichtungen ist wahrscheinlich ihre Bekanntheit, ihre Popularität. Dazu beschreibt sie das Schunkeln als ländlich, führt dies aber später nicht näher aus. Auch sie verbindet eine bestimmte Art von Musik und Atmosphäre mit Ländlichkeit, macht dies aber an ihren Erfahrungen in den Ski-Urlauben am Land fest und generalisiert, im Gegensatz zum oben genannten Zitat, nicht.

⁶⁸ Vgl. Abb2_IP5_W

8.1.5.6. Heimat

Zum Abschluss soll kurz auf den Begriff der Heimat eingegangen werden. Er wird tendenziell eher mit dem Land in Verbindung gebracht. Erstens natürlich durch den Teil der ProbandInnen, die selbst am Land groß geworden sind und somit mit Ländlichkeit ihre (frühere) Heimat verbinden. Obwohl sich dafür viele Zitate eignen würden, soll eine Aussage exemplarisch dafür angeführt werden:

„[A]lso da da fühlst di einfach heimischer, dahoam. Des is hoid einfach so. Und da fühlst di, dadurch dassd de Leut ned kennst, da... I moan dahoam kenn i a ned jeden, aber halt irgendwie fühlst di doch... wennst dein Dialekt herst und... keine Ahnung, ja... den Schlag von Menschen, der halt doch a anderer is, als der in der Stadt“ (IP7_NW).

In diesem Zitat treten viele Dimensionen hervor, die bereits an verschiedenen anderen Stellen besprochen wurden. Gemeinsam ist ihnen ein Gefühl der Identifikation mit einem Ort und einer Gemeinschaft, das sie der Probandin vermitteln. Dieses Gefühl hat sie in der Stadt (noch) nicht: *„[...] so entsteht, was du halt in da Stadt ned hast, weilst da niemanden kennst, im Normalfall. Und wenn dann ned so auf diese... also, auf so herzliche Art, also... ah, und das strahlt irgendwie mehr Wärme aus, dahoam“ (IP7_NW).*

Heimat verbindet sie also mit bestimmten Menschen, einer bestimmten Sprache, Attributen also, die sie dadurch mit dem Ländlichen in Verbindung bringt. Auch die anderen ProbandInnen, die am Land aufgewachsen sind, bringen unterschiedliche der bereits beschriebenen Dimensionen mit ihrer Heimat in Bezug. Die Heimat bildet in dem Fall einen assoziativen Rahmen aus dem verschiedene Bilder von Ländlichkeit abgeleitet werden. Diese Bilder speisen sich aus den individuellen Erinnerungen der ProbandInnen.

Aber auch eine Probandin, die ihr gesamtes Leben in Wien verbracht hat, verbindet eine Dimension von Heimat mit Ländlichkeit und zwar in dem Begriff *„heimische Produkte“*. Interessanterweise verbindet sie heimische Produkte mit den Produkten, die sie am Bauernmarkt kauft, nicht aber mit Produkten aus einer Supermarkt-Filiale. Es tritt eine Verbindung zwischen dem „Heimischen“ und ihrer Vorstellung der Art der Produktion dahinter auf, wobei wieder die Dimensionen der agrarischen Produktion und des Landwirtes hineinspielen und der Kreis sich schließt.

9. Conclusio: Zur Ländlichkeit im urbanen Raum

In diesem abschließenden Kapitel sollen nun die wesentlichen Bedeutungsdimensionen von Ländlichkeit in Bezug auf die eingangs formulierten Fragestellungen zusammengefasst und diskutiert werden.

Es wurden, wie in der empirischen Analyse der Untersuchung ausgeführt, fünf Dimensionen von Ländlichkeit festgestellt. Diese waren eine räumliche, eine zeitliche, eine soziale, eine ökonomische und eine kulturelle Dimension des Begriffs. Sie wurden weiter in Subkategorien unterteilt. Dabei wurde deutlich, dass der Begriff Ländlichkeit sehr viele und sehr unterschiedliche Dimensionen aufweist. Viele der Bilder, die die ProbandInnen als ländlich erachteten, überschnitten sich mit den im theoretischen Teil der Arbeit vorgefundenen Definitionen von Ländlichkeit. Hierzu zählen unter anderen die vergleichsweise weniger dichte Bebauung, die mit Ländlichkeit assoziiert wird, die niedrige Einwohnerzahl ländlicher Siedlungsformen oder die in ländlichen Regionen vorherrschenden Produktionsweisen. Aber auch soziokulturelle Charakteristiken fanden sich sowohl in der Literatur als auch in den Bildern der ProbandInnen.

Andere Bilder hingegen wurden nicht in der Literatur vorgefunden. Es handelt sich bei ihnen möglicherweise um Österreich-spezifische bzw. kulturell bedingte Aspekte. Viele der Ländlichkeits-Zuschreibungen, die in den einzelnen Fotobefragungen hervortraten, überschnitten sich thematisch. Teilweise gestaltete sich eine Abgrenzung nach Subkategorien daher sehr schwierig, bzw. war nicht zur Gänze durchführbar. Trotzdem wurde versucht, die Dimensionen von Ländlichkeit so weit wie möglich unabhängig voneinander zu beleuchten, um zu zeigen, wie viele Aspekte eine Dimension aufweist. Im Folgenden sollen nun jene Dimensionen und die Formen, die sie in der Stadt annehmen, dargestellt werden, die meines Erachtens bei der Bildung der Repräsentation von Ländlichkeit eine zentrale Rolle spielen.

Die beiden Aspekte Natur und Grün stellen einen sehr wichtigen Faktor für die Wahrnehmung eines Raumes als ländlich dar. Sie wurden in jedem Interview in irgendeiner Form thematisiert. So wurden etwa Bäume, der Blick ins Grüne, das Wetter oder Draußen-sein mit Natur und dem Grünen in Verbindung gebracht. Die Natur wird auch von Rye als

einer von drei Aspekten des Ländlichen genannt. Mit der Natur erkennt er das Natürliche als wichtigen Faktor (vgl. Rye 2004: 4f.). Das Natürliche wurde auch in den beschriebenen Interviews festgestellt und dem Künstlichen entgegengehalten. Es wurde etwa in Form von nicht gerade wachsenden Blumen beschrieben, oder als natürliche Gärten, die sich dadurch auszeichnen, dass sie nicht angelegt *wirken*, wie beispielsweise der Türkenschanzpark im 18. Wiener Gemeindebezirk. Daneben wird auch der Bezug zur Natur betont, also die Kenntnis und Wahrnehmung ihrer Abläufe, das Aufhalten in der Natur und ein bewusster Lebensstil im Sinne von Wissen über die agrarische Produktionsweise von Lebensmitteln. Ein weiterer wichtiger Aspekt sind dörfliche Strukturen. Das Dorf als prototypische Siedlungseinheit wird sowohl in seinen räumlichen Eigenheiten, wie auch in den Konnotationen zu dörflichem Zusammenleben als ländlich bezeichnet. Dabei wird das Dorf sehr einheitlich beschrieben und setzt sich aus folgenden „Bausteinen“ zusammen: Ein Platz mit einer Kirche, ggf. ein Brunnen oder ein Markt, der der Direktvermarktung diverser Produkte dient und der relevante Strukturen (beispielsweise das Gasthaus oder einen kleinen Laden) beherbergt. Orte in Wien, die eine solche Struktur aufweisen, wurden als ländlich wahrgenommen, so etwa die Servitengasse, das Gebiet um die Karmeliterkirche, oder der Platz in der Ottakringerstraße, der durch den Heuriger „10er Marie“ und eine Kirche begrenzt wird und in dessen Mittelpunkt sich ein Brunnen befindet.

Der zweite Aspekt des Bildes des Dorfes ist das dörfliche Zusammenleben, das sich durch Integration und persönliche Bekanntheit auszeichnet und der Anonymität und dem „Fremden“ in der Stadt gegenübergestellt wird. Auch dieser Aspekt wurde von den ProbandInnen in Wien festgestellt. In diesem Fall besteht das Dorf in der heutigen Großstadt als Typ sozialer Beziehungen, die räumlich anders gebunden sind, als dies im „traditionellen Dorf“ der Fall ist.

Die Bilder des sozialen Gefüges am Land stellen eine äußerst wichtige Bedeutungsdimension von Ländlichkeit dar. Die Beziehungen zwischen den Menschen werden als vergleichsweise stärker beschrieben, ebenso der Zusammenhalt. Dies tritt in unterschiedlichen Formen zutage, etwa in der Hilfsbereitschaft oder der Freundlichkeit, die dem Ländlichen zugeschrieben werden, bzw. dem persönlichen Kontakt zwischen den Menschen allgemein und der Wichtigkeit der Kontaktpflege. Diese Bilder werden durchwegs positiv konnotiert. In der Stadt zeigt sich diese Dimension nach Aussagen der

ProbandInnen in der persönlichen Betreuung oder dem persönlichen Kennen der Menschen, mit denen sie häufig in Kontakt treten, etwa der/die KassierIn eines regelmäßig aufgesuchten Supermarktes, der üblicherweise besuchten Bäckerei, etc., oder in Szenen, in denen sie einen persönlichen Kontakt zwischen Menschen wahrnehmen, wie etwa das persönliche Kennen zweier Angestellter/n in unterschiedlichen Geschäften derselben Gasse.

Als ländlich wird auch das miteinander Zeit-verbringen definiert. Es wird im Unterschied zur Stadt als gemütlicher beschrieben, und gleichzeitig wird unterstellt, dass am Land die Pflege der persönlichen Kontakte und der soziale Austausch als wichtiger erkannt werden. Negativ werden starke soziale Normen bzw. Konformität wahrgenommen, zwei Aspekte die ebenfalls mit Ländlichkeit in Verbindung gebracht werden. Das Kennen „jeder“ Person in der Dorfgemeinschaft und die Beziehung zu ihr führen gleichzeitig zu einem Interesse, das im Falle der Hilfsbereitschaft positiv wahrgenommen wird. Stellt sich allerdings ein Gefühl der Beobachtung ein, so wird diese Nähe der Beziehungen negativ bewertet.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Verortung der Religiosität am Land. In einem Interview wird den Kirchen in der Stadt und am Land explizit eine unterschiedliche Funktion zugeordnet, wobei sie am Land mit einer religiösen und in der Stadt mit einer kunsthistorischen Funktion in Verbindung gebracht werden.

Das Land und Ländlichkeit werden darüber hinaus mit Ruhe und Freizeit in Zusammenhang gebracht. Dahingehend werden auch in der Stadt Orte, an denen die Befragten das Gefühl haben zur Ruhe zu kommen, sich Zeit zu nehmen oder ihre Freizeit dort verbringen zu wollen, als ländlich beschrieben. Etwa Sitzmöglichkeiten, wie Parkbänke oder Stufen, die zum Verweilen einladen, aber auch Parks oder Grünflächen können solche Ruheräume darstellen.

Die Wirtschaftsform und die Unternehmensstruktur bilden relevante Kategorien für die Einteilung in „ländlich“ und „städtisch“. So spielt etwa der Agrarbereich am Land in den Vorstellungen vieler ProbandInnen eine große Rolle. Ebenso verbinden sie Familienbetriebe eher mit dem Land als mit der Stadt.

Die zeitliche Dimension bildet einen nicht unwichtigen Faktor. Ländlichkeit wird den Interviews zufolge stark mit vergangenen Formen des Zusammenlebens, des Wirtschaftens, der Kultur, aber auch mit der eigenen Vergangenheit (in Form von Kindheitserinnerungen) in Verbindung gebracht.

Zu guter Letzt wird Ländlichkeit mit traditioneller und volkstümlicher Kultur in Verbindung gebracht. Im Gegensatz dazu wird das Kulturangebot der Städte als größer und vielfältiger beschrieben. In Wien wurden in Bezug auf „ländliches Kulturangebot“ etwa große Musicals, die „Wiener Wiesen“, oder Volksfeste auf dem Rathausplatz genannt.

Die Bilder von Ländlichkeit junger Erwachsener aus Wien und jener aus Dörfern zugewanderten ProbandInnen unterscheiden sich erstaunlicherweise nicht auffällig voneinander. Was differiert, sind die Assoziationen und die Bewertungen der Bilder. Ein Grund dafür liegt, wie in den Interviews deutlich wird, in der unterschiedlich stark ausgeprägten Kenntnis ländlich assoziierter Strukturen. So werden etwa vergleichsweise stärkere soziale Beziehungen und persönliches Kennen von WienerInnen und Nicht-WienerInnen gleichermaßen dem Land zugeordnet, in der Beschreibung dieser Beziehungen liegen aber wesentliche Unterschiede. Allgemein drücken die Nicht-WienerInnen ihre Assoziationen wesentlich stärker positiv bzw. – in Übereinstimmung mit der allgemeinen Tendenz die negativen Zuschreibungen weniger Platz einräumt – auch stärker negativ aus, als WienerInnen dies zu tun pflegen.

Ein zweiter Unterschied ist die starke Verbindung vieler ländlicher Strukturen mit Heimat oder einem Zuhause. Ebenso wie bei der Stärke der Bewertung liegt der Grund hierfür in der häufigen Verbindung von Ländlichkeit mit *bestimmten* Szenen, Orten oder Erinnerungen aus der eigenen „ländlichen Vergangenheit“. Obgleich auch WienerInnen ihre Bilder von Ländlichkeit oftmals aus der eigenen Erfahrung ableiten – etwa aus Erinnerungen an Familienurlaube, Besuchen bei den Großeltern und dergleichen – scheint die Identifikation mit, oder auch das Interesse an diesen Bildern, sehr viel geringer als bei den Befragten, die den Großteil ihres bisherigen Lebens am Land verbracht haben. Es wird deutlich, dass der jeweiligen Herkunftsprägung der ProbandInnen eine wichtige Rolle bei der Situationsdefinition zukommt.

Dass so viele ländliche Strukturen im Stadtraum gefunden werden konnten, soll an dieser Stelle nicht bedeuten, dass die Stadt „ruralisiert“ wird. Es zeigt vielmehr, wie weit der Begriff Ländlichkeit reicht, dass er nämlich Dimensionen beinhaltet, die sehr weit über eine geografische Verankerung hinausgehen und Konzepte wie Heimat oder nationale Identität (Tradition, Tracht) berühren.

Auch Stadt kann in diesem Verständnis nicht mehr als der Gegensatz zum Land beschrieben werden. Wie gezeigt wurde, sind die Konzepte „ländlich“ und „städtisch“ durchaus ambivalent und beschreiben nicht nur sehr unterschiedliche Aspekte (was in der Schwierigkeit der thematischen Abgrenzung der einzelnen Subdimensionen zutage tritt), sondern überschneiden sich oder bezeichnen beide dasselbe Phänomen. Die unterschiedlichen Zuschreibungen variieren dabei mit der Situationsdefinition der/des Befragten. Etwa im Falle des – vom Probanden – als urban charakterisierten Cafés, in dem alle Gäste um einen Tisch sitzen. Dieser Sachverhalt erinnert ihn gleichzeitig an das ländliche Bild vom gemeinsamen Essen in der Großfamilie (vgl. Abb2_IP6_NW). Auch das Bild der gemusterten Leggings wird sowohl als ländlich als auch als städtisch wahrgenommen (vgl. Abb4_IP2_NW). Beide Konstrukte schließen sich also nicht unbedingt aus, sondern existieren mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander.

Die eingangs formulierte Hypothese, nach der Ländlichkeit als eine soziale Repräsentation definierbar ist, die über eine räumliche Verortung hinausgeht und verschiedene Dimensionen aufweist, lässt sich somit bekräftigen. Abschließend soll nun über die Bedeutung ländlicher Strukturen im urbanen Raum reflektiert werden.

Zur Bedeutung ländlicher Strukturen im urbanen Raum

In den letzten Jahrzehnten stellte der öffentliche Raum – nicht nur in der Stadtgestaltung – ein vieldiskutiertes Phänomen dar. Seine Bedeutung als sozialer Raum wird auch von der Stadt Wien wahrgenommen, wie in folgender Aussage deutlich wird: „Der öffentliche Raum erfüllt eine wichtige integrative und kommunikative Aufgabe im städtischen Leben. Er muss dabei seiner Funktion als Ort der Begegnung, des Verweilens und des Kommunizierens gerecht werden“ (Stadt Wien o.J.: o.S.).

Interessanterweise trifft die Mehrheit der in der Untersuchung gefundenen ländlichen Strukturen auf das zu, was in diesen zwei Sätzen in Bezug auf den öffentlichen, städtischen Raum angesprochen wird. Der „Ort der Begegnung“ erinnert an die Plätze und Räume, die von den ProbandInnen aufgrund ihrer Raumnutzung und ihrer Funktion als Treffpunkte als ländlich charakterisiert wurden. Ebenso Ort des „Verweilens und des Kommunizierens“, das auf den öffentlichen Raum als Erholungsraum und auf seine soziale Funktion abzielt. Ähnlich lässt sich auch die integrative Aufgabe des öffentlichen Raumes verstehen.

In diesem Sinne stellt sich die Frage, inwiefern ländliche Strukturen, die, wie herausgearbeitet wurde, bar ihrer geografischen Verankerung in sehr unterschiedlichen Räumen wahrgenommen werden können, Strukturen sind, die in der Stadtgestaltung positive Wirkungen erzielen können.

Ähnlich verhält es sich mit anderen urbanen Errungenschaften. So erinnern postmoderne Phänomene in Wien, wie etwa „guerilla knitting“, „urban gardening“, „underground restaurants“ oder der Erfolg von „do-it-yourself“-Einrichtungen, in denen sich Menschen treffen und deren Vielfalt vom gemeinsamen Rad reparieren über den Erwerb von Nähkenntnissen uneingeschränkt ist, an Bilder einer glücklichen Kindheit am Land. Zwei Aspekte stehen hier im Vordergrund. Einmal der Aspekt der Aneignung, wie es etwa beim urban knitting oder beim urban gardening geschieht. Wieder handelt es sich um eine Aneignung von Raum, die durchaus ländlich charakterisiert werden kann und wird. Der zweite Aspekt ist der der Gemeinschaft. Durch eine Vermischung von Funktionen und der Begegnung auf verschiedenen Ebenen, wird die städtische Anonymität ein Stück weit überwunden und der Gesellschaft eine kleine Gemeinschaft gegenübergestellt.

Stadt ist, besonders beeinflusst durch Prozesse der Modernisierung, sowie der Globalisierung, heute mehr denn je ein pluralistischer, fragmentierter und polyzentrischer Ort, der ebenso wie das Land sehr viele unterschiedliche Lebensweisen beinhaltet. Dazu zählen auch ländliche Strukturen, die, wie deutlich wurde, ein durchaus interessantes Forschungsfeld und einen anderen Blickwinkel auf aktuelle Tendenzen der Stadtentwicklung zulassen.

10. Literaturverzeichnis

- Bähr, Jürgen** (2008): Einführung in die Urbanisierung. In: Online Handbuch Demografie, <http://www.berlin-institut.org/online-handbuchdemografie/bevoelkerungsdynamik/auswirkungen/urbanisierung.html> [Zugriff: 31.05.2011]
- Beck, Wolfgang** (2008): Die unerkannte Avantgarde im Pfarrhaus: Zur Wahrnehmung eines abduktiven Lernortes kirchlicher Pastoralgemeinschaft. Berlin; Münster: Lit Verlag.
- Bell, David** (2006): Variations on the rural idyll. In: Cloke, Paul/Marsden, Terri/ Mooney, Patrick H. (2006): Handbook of Rural Studies. London: Sage Publications Ltd.
- Benevolo, Leonardo** (1993): Die Geschichte der Stadt. Frankfurt am Main; New York: Campus Verlag. 7. Auflage.
- Benvenuti, Bruno/Galjar, Benno/Newby, Howard** (1975): The current status of rural sociology. In: Sociologia Ruralis, 1975, XV, 1/ 2, 3-21.
- Bergmann, Franz et al.** (2005): Zur Situation pflegender Angehöriger. Zugriff über: http://www.uni-graz.at/ukidabww_bmask_studie_situation_pfleger_angehoeriger.pdf [Zugriff: 07.04.2012]
- Bickel, Cornelius** (2006): Ferdinand Tönnies (1855-1936). In: Kaesler, Dirk (2006): Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München:Verlag C.H. Beck oHG. 5. Auflage.
- Brake, Klaus** (1980): Zum Verhältnis von Stadt und Land. Historie, Ursachen und Veränderungsmöglichkeiten der Siedlungsstruktur der BRD. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.
- Bunce, Michael** (2005): The countryside ideal. Anglo-American images of landscape. London: Routledge.
- Bundeskanzleramt** (2011): Religionen in Österreich, 2011. Zugriff über: www.bka.gv.at/DocView.axd?Cobld=37303 [Zugriff: 10.04.2012]

- Cloke, Paul** (1997): Country Backwater to Virtual Village? Rural Studies and 'The Cultural Turn'. *Journal of Rural Studies*, 1997, 13 (4), S. 367 – 375.
- Cloke, Paul** (2006): Conceptualizing rurality. In: Cloke, Paul/Marsden, Terri/Mooney, Patrick H. (2006): *Handbook of Rural Studies*. London: Sage Publications Ltd.
- Ching, Barbara/ Creed, Gerald W.** (1997) Recognizing rusticity. Identity and the power of place. In: Creed, Gerald W./Ching, Barbara (Hrsg.) (1997): *Knowing your place. Rural identity and cultural hierarchy*. London: Routledge.
- Deinet, Ulrich** (2011): „Aneignung“ und „Raum“ – zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzepts. Zugriff über: <http://www.sozialraum.de/deinet-aneignung-und-raum.php> [Zugriff: 07.03.2012]
- Diekmann, Andreas** (2006). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Dirksmeier, Peter** (2007): Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. *ACME: An international E-Journal for Critical Geographies*, 6 (1), S. 73-97.
- Dirksmeier, Peter** (2009): *Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land*. Bielefeld: transcript.
- Duveen, George** (2000): Introduction: The Power of Ideas. In: Duveen, George/Moscovici, Serge (2000): *Social Representations. Explorations in social psychology*. Oxford: Polity Press, S. 1-17.
- Egger de Campo, Marianne/ Fleck Christian/ Giddens, Anthony** (2009): *Soziologie*. Graz, Wien. Nausner&Nausner. 3. Auflage.
- Engels, Friedrich/Marx, Karl** (1848): Manifest der kommunistischen Partei. Zugriff über: <http://www.marxists.org/deutsch/archiv/marx-engels/1848/manifest/1-bourprol.htm> [Zugriff: 27.12.2011].
- Flick, Uwe** (1991): Wissen, Regeln, Handeln. Individuelle und soziale Modelle der Repräsentation von Erfahrungswissen als Basis regelgeleiteten Handelns. In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.) (1991): *Individuelle und soziale Regeln des Handelns: Beiträge zur Weiterentwicklung geisteswissenschaftlicher Ansätze in der*

- Psychologie. Heidelberg: Asanger.
- Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred** (1992): Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred** (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: Facultas.
- Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorfer, Günter** (2003): Kulturgeographie. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl.
- Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorfer, Günter** (2005): Kulturgeographie – Leitlinien und Perspektiven. In: Kessler, Fabian (u.a.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geschäftsstelle der österreichischen Raumordnungskonferenz ÖROK** (2001): Österreichisches Raumentwicklungskonzept ÖREK 2001. Zugriff über: http://www.oerok.gv.at/fileadmin/Bilder/2.Reiter-Raum_u._Region/1.OEREK/OEREK_2001/OEREK_Langfassung_163.pdf [Zugriff: 14.04.2012].
- Geschäftsstelle der Österreichischen Raumordnungskonferenz (ÖROK)** (2011): Österreichisches Raumentwicklungskonzept. ÖREK 2011. Wien: Rema Druck- und Verlagsgesellschaft. Zugriff über: http://www.oerok.gv.at/fileadmin/Bilder/2.Reiter-Raum_u._Region/1.OEREK/OEREK_2011/Dokumente_OEREK_2011/OEREK_2011_DE_Downloadversion.pdf [Zugriff: 06.04.2012]
- Gestring, Norbert/Mayer, Hans-Norbert/Siebel, Walter** (1996): Konflikte und Chancen des ökologischen Wohnens. Zugriff über: <http://library.fes.de/gmh/main/pdf-files/gmh/1996/1996-03-a-159.pdf> [Zugriff: 07.04.2012]
- Gottdiener, Marc** (1985): The social production of urban space. Austin, Texas: University of Texas Press.
- Ipsen, Detlev** (1992): Stadt und Land – Metamorphosen einer Beziehung. In: Häußermann, Hartmut (u.a.) (1992): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus- Verl.-Ges. 2. Auflage.

- Jacob, Susanne** (2004): Soziale Repräsentationen und Relationale Realitäten. Theoretische Entwürfe der Sozialpsychologie bei Serge Moscovici und Kenneth J. Gergen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag/GWV Fachverlage GmbH.
- Jones, Owain** (1995): Lay Discourses of the Rural. Developments and Implications for Rural Studies. *Journal of Rural Studies*, 1995, 11 (1), S. 35 – 49.
- Jones, Owain** (1997): Little figures, big shadows. Country childhood stories. In: Cloke, Paul/Little, Jo (Hrsg.) (1997): *Countryside cultures. Otherness, marginalisation and rurality*. London: Routledge.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter** (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/Main: Campus Verlag GmbH.
- Häußermann, Hartmut** (2007): Städte, Gemeinden und Urbanisierung. In: Joas, Hans [Hrsg.] (2007): *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt/Campus Verlag. 3. Auflage.
- Halfacree, Keith** (1993): Locality and Social Representation: Space, Discourse and Alternative Definitions of the Rural. *Journal of Rural Studies*, 1993, 11(1), S. 23-37.
- Halfacree, Keith** (1995): Talking about rurality: Social representations of the rural as expressed by residents of six English parishes. *Journal of Rural Studies*, 1995, 11(1), S. 1-20.
- Halfacree, Keith** (2006): Rural space: constructing a three-fold architecture. In: In: Cloke, Paul/Marsden, Terri/Mooney, Patrick H. (2006): *Handbook of Rural Studies*. London: Sage Publications Ltd.
- Halfacree, Keith** (2007): Trial by space for a ‘radical rural’: Introducing alternative localities, representations and lives. In: *Journal of Rural Studies*, 2007, 23 (2), S. 125-141.
- Hoggart, Keith** (1990): Let's do away with rural. *Journal of Rural Studies*, 1990, 6 (3), S. 245-257.
- Kolb, Bettina** (2008a): Die Fotobefragung in der Praxis. Zugriff über:
<http://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozKolb.pdf>
 [Zugriff: 18.08.2011]

- Kolb, Bettina** (2008b): Involving, Sharing, Analysing – Potential of the Participatory Photo Interview [37 Paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 9 (3), Art. 12. Zugriff über:
<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1155>
 [Zugriff: 18.08.2011]
- Krajasits, Cornelia** (o.J.): Zur Typisierung von ländlichen Räumen im deutschsprachigen Raum – Konsequenzen für einen differenzierenden Umgang mit der sozio-demographischen Entwicklung. Zugriff über:
http://www.oekosozial.at/uploads/tx_osfopage/krajasits.pdf [Zugriff: 07.01.2012]
- Laegran, Anne Sofie** (2002): The petrol station and the Internet cafe: rural technospaces for youth. Journal of Rural Studies, 2002, 18 (2), S. 157-168.
- Laschewski, Lutz** (2005): Rural Sociology. In: Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lefebvre, Henri** (1991): The production of space. Oxford [u.a.]: Blackwell.
- Löw, Martina** (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Löw, Martina/Sturm, Gabriele** (2005): Raumsoziologie. In: Kessl, Fabian (u.a.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Machold, Ingrid/Wiesinger, Georg** (2001): Dörfliche Gemeinschaften und soziale Integration. Soziale Integration/Ausgrenzung in Sozialsystemen peripherer ländlicher Regionen. Zugriff über:
<http://www.cipra.org/alpknowhow/publications/ciprapublication.2005-10-20.0713982721/doerflicheGemeinschaft> [Zugriff: 11.04.2012]
- Marsden, Terry** (2006): Pathways in the sociology of rural knowledge. In: Cloke, Paul/Marsden, Terri/ Mooney, Patrick H. (2006): Handbook of Rural Studies. London (u.a.): Sage.
- Mayring, Philipp** (1999): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim: Psychologie Verlags Union. 4. Auflage.
- Moscovici, Serge** (1994): Vorwort. In: Wagner, Wolfgang (1994): Alltagsdiskurs. Die Theorie sozialer Repräsentationen. Göttingen: Hogrefe-Verlag GmbH & Co. KG.

- Moscovici, Serge** (2000): Social representations. Explorations in social psychology. Cambridge: Polity Press.
- Mormont, Marc** (1990): Qui est Rural ? Rapports de classe et espace social. Zugriff über : <http://orbi.ulg.ac.be/bitstream/2268/66448/2/marsdenfr.pdf> [Zugriff: 11.04.2012]
- Müller, Hans-Peter** (2006): Emile Durkheim (1858-1917). In: Kaesler, Dirk (2006): Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München, Verlag C.H. Beck oHG. 5. Auflage.
- Mumford, Lewis** (1963): Die Stadt. Geschichte und Ausblick. Teufen: Niggli.
- Nedelmann, Birgitta** (2006): Georg Simmel (1858 – 1918). In: Kaesler, Dirk (2006): Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München, Verlag C.H. Beck oHG. 5. Auflage.
- Palme, Gerhard** (1995): Struktur und Entwicklung österreichischer Wirtschaftsregionen. In: Österreichische Geografische Gesellschaft (1995): Mitteilungen der Österreichischen Geografischen Gesellschaft. Wien: Österreichische Geografische Gesellschaft. S. 393-416.
- Panelli, Ruth** (2006): Rural Society. In: Cloke, Paul/Marsden, Terri/ Mooney, Patrick H. (2006): Handbook of Rural Studies. London: Sage Publications Ltd.
- Philipp, Norbert** (2011): Die Stadt als Land und umgekehrt. In: Die Presse, 2011, o.S.
Zugriff über:
<http://diepresse.com/home/immobilien/wissen/nachhaltigkeit/690380/Die-Stadt-als-Land-und-umgekehrt> [Zugriff: 29.12.2011].
- Powell, Mary Ann/Taylor, Nicola/Smith, Anne** (2008): Rural childhoods: literature review for the. New Zealand: University of Otago. Zugriff über:
<http://www.childwatch.uio.no/projects/thematic-groups/rural-childhood/Rural%20Child%20lit%20review.pdf> [Zugriff: 14.02.2012].
- Pratt, Andy C.** (1996): Discourses of rurality: Loose talk or social struggle? Journal of Rural Studies, 1996, 12 (1), S. 69-78.
- Prokla** (1997). Zurück zur Landwirtschaft. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 1997, 27 (3), S. 340 – 349.

- ÖIR** (2008): Der ländliche Raum in Niederösterreich. Endbericht. Wien: ÖIR- Informationsdienste GmbH. Zugriff über:
http://www.arbeiterkammer.at/bilder/d73/Laendl-Raum_Endbericht_corr0408_in.pdf [Zugriff: 6.1. 2012]
- Redfield, Margaret P. (Hrsg.)/Redfield, Robert** (1962): The papers of Robert Redfield. Human nature and the study of society. Chicago: University of Chicago Press.
- Reissman, Leonard** (1964): The urban process. Cities in industrial societies. New York: Free Press.
- Reutlinger, Christian/Werlen, Bruno** (2005): Sozialgeographie. In: Kessl, Fabian (u.a.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Robertson, Leslie A.** (2005). Imagining Difference: Legend, Curse, and Spectacle in a Canadian Mining Town. Vancouver: UBC Press.
- Rye, Johan Fredrik** (2004): Constructing the countryside. Differences in teenagers' images of the rural. Zugriff über:
http://www.bygdeforskning.no/dynamisk/Publikasjoner_PDF/PAPER%2003.04.pdf [Zugriff: 13.04.2012]
- Schmid, Christian** (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmid, Christian** (2010): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmid, Michael** (2011): Urban Knitting. Strickende Aktivist_innen erobern mit traditionell weiblichem Handwerk den öffentlichen Raum zurück. Zugriff über:
<http://fm4.orf.at/stories/1677882/> [Zugriff: 21.02.2012]
- Schoeck, Helmut** (1975): Soziologisches Wörterbuch. Freiburg im Breisgau; Wien [u.a.]: Herder. 9. Auflage.
- Schönhuth, Michael** (o.J.): Das Kulturglossar. Ein Vademecum durch den Kulturschungel für Interkulturalisten. Zugriff über:
<http://www.kulturglossar.de/html/o-begriffe.html> [Zugriff: 13.02.2012]
- Siebel, Walter** (2012): Die europäische Stadt. In: Eckardt, Frank (Hrsg.) (2012): Handbuch

- Stadtsoziologie. Wiesbaden: Springer. S. 201-212.
- Simmel, Georg** (2010) [1903]: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Kimmich, Dorothee/Schahadat, Schamma/Hauschild, Thomas (Hrsg.): Kulturtheorie. Bielefeld: transcript. S. 241- 254.
- Sinabell, Franz** (2006): WIFO-Weißbuch: Mehr Beschäftigung durch Wachstum auf Basis von Innovation und Qualifikation. Teilstudie 18: Elemente einer Wachstumspolitik für den ländlichen Raum.
<http://www.allesausserfern.at/wissen/regionalentwicklung-regionalmanagement-wissen/WIFO-Laendlicher-Raum.pdf> [Zugriff: 6.1.2012].
- Soja, Ed** (2003): Thirdspace – Die Erweiterung des geografischen Blicks. In: Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorfer, Günter (2003): Kulturgeographie. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl. S. 269-288.
- Stadt Wien** (o.J.): Gestaltung öffentlicher Raum. Zugriff über:
<http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/architektur/oeffentlicher-raum/> [Zugriff: 07.04.2012]
- Stadtentwicklung Wien** (2005): STEP 05. Stadtentwicklung Wien 2005. Zugriff über:
<http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/strategien/step/step05/download/index.html> [Zugriff: 27.07.2011].
- Steinführer, Annett** (2002): Öffentlichkeit, Privatheit und städtische Integration: Tschechische Erinnerungen an das Leben in Brünn vor 1939. In: Hofmann, Andreas R./Wendland, Anna Veronika (2002): Stadt und Öffentlichkeit in Ostmitteleuropa 1900 – 1939. Beiträge zur Entstehung moderner Urbanität zwischen Berlin, Charkiv, Tallinn und Triest. Stuttgart: Steiner.
- Tönnies, Ferdinand** (1991) [1935]: Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- UNFPA** (2007): State of the world population 2007. Introduction. Zugriff über:
<http://www.unfpa.org/swp/2007/english/introduction.html> [Zugriff: 01.06.2011]
- Valentine, Gill** (1997): A save place to grow up? Parenting, perceptions of children's safety and the rural idyll. Journal of Rural Studies, 1997, 13 (2), S. 137-148.

- Wagner, Wolfgang** (1994): Alltagsdiskurs. Die Theorie sozialer Repräsentationen. Göttingen: Hogrefe-Verlag GmbH & Co. KG.
- Weber, Gerlind** (2006): Der (strukturschwache) ländliche Raum in Österreich – eine Standortbestimmung. In: Ehalt, Hubert Christian (u.a.) (Hrsg): „Die Wahrheit liegt im Feld“. Roland Girtler zum 65. Wien: LIT. S. 78-90.
- Wiborg, Agnete** (2004): Place, Nature and Migration: Students' Attachment to their Rural Home Places. Sociologia Ruralis, 2004, 44 (4), S. 416-432.
- Wirth, Louis** (1938): Urbanism as a way of life. In: American Journal of Sociology, 44 (1), S. 1-24.
- Woods, Michael** (2011): Rural. London u.a.: Routledge.
- Wuggenig, Ulf** (1990): Die Photobefragung als projektives Verfahren. In: Angewandte Sozialforschung, 19 (1 / 2), S. 109-129.

11. Verzeichnis sonstiger Quellen

Wien-Karte mit Bezirksgrenzen. Zugriff über:

<https://www.wien.gv.at/wienatshop/images/GetImage.ashx?id=6964&size=normal>
[Zugriff: 12.04.2012].

Wien-Karte mit dicht bebautem Stadtgebiet. Zugriff über:

<https://www.wien.gv.at/wienatshop/images/GetImage.ashx?id=5341&size=normal>
[Zugriff: 12.04.2012].

Abb1_IP5_W. Zugriff über:

<https://www.facebook.com/photo.php?fbid=229468530412251&set=a.218260208199750.75883.100000473186796&type=3&theater> [Zugriff: 12.04.2012].

Abb4_IP5_W. Zugriff über: <http://www.citybound-wien.at/index.php/kontakt> [Zugriff: 12.04.2012].

12. Anhang

12.1. Interviewleitfaden und Kurzfragebogen

Interviewleitfaden für jedes Interview pro vorgelegtes Bild

Bild

- Wo wurde das Foto aufgenommen?
- Was ist auf dem Foto zu sehen?

Ländlichkeit

- Was daran ist für dich ländlich?
- Warum ist das für dich ländlich?

Bedeutung

- Welche Bedeutung hat das für dich?
- Kannst du mir das an einem Beispiel erklären?
- Hast du dazu eine Erinnerung?

Kurzfragebogen zu den persönlichen Daten

- Name
- Alter
- Geschlecht
- Höchste abgeschlossene Ausbildung
- Wo bist du aufgewachsen?

Wenn nicht in Wien: Wie lange bist du schon in Wien?

12.2. Bezeichnung der Datenquellen

IPnr_W/NW ⁶⁹	Geschl.	Alter	Beruf	Bundesland	Bilder
IP1_NW	w	25	Lehrerin	OÖ	Bank (Abb1_IP1_NW), türkischer Supermarkt (Abb2_IP1_NW), Urban-Loritz- Platz (Abb3_IP1_NW), Kaffeehäuferl (Abb4_IP1_NW)
IP2_NW	w	26	Lebensmittel-technologin	Kärnten	Wolle (Abb1_IP2_NW), Erntedankfest (Abb2_IP2_NW, Abb3_IP2_NW), Trachten (Abb4_IP2_NW), gemusterte Leggings (Abb5_IP2_NW), Traktor (Abb6_IP2_NW), wildes Gras (Abb7_IP2_NW)
IP3_W	w	25	Studentin	Wien	Lerchenfelder Bauernmarkt (Abb1_IP3_W, Abb2_IP3_W), Straßenschild Josefstädterstraße (Abb3_IP3_W), Bäckerei (Abb4_IP3_W), Gasthaus (Abb5_IP3_W), Kirche (Abb6_IP3_W)
IP4_W	m	27	Student	Wien	Blick ins Grüne (Abb1_IP4_W), Gasthaus (Arndtstüberl) (Abb2_IP4_W), Grünstreifen zwischen zwei Fahrbahnen (Abb3_IP4_W), weiter Ausblick (Abb4_IP4_W), Vater und Sohn spielen im Grünen (Abb5_IP4_W)
IP5_W	w	25	Studentin	Wien	Türkenschanzpark (Abb1_IP5_W), Lokal (Bettelalm) (Abb2_IP5_W), Auto mit ländlichem Kennzeichen (Abb3_IP5_W), Klettern am Baum (Abb4_IP5_W)
IP6_NW	m	26	Student	OÖ	Wetter (Abb1_IP6_NW), Gemeinsames Essen (Abb2_IP6_NW), Servitengasse (Abb3_IP6_NW), Musical-Werbeplakat (Abb4_IP6_NW), Schweizerhaus (Abb5_IP6_NW)
IP7_NW	w	25	Studentin	Stmk.	Brunnen (Abb1_IP7_NW), Kirche (Abb2_IP7_NW), Auto (Abb3_IP7_NW), Bäcker (Abb4_IP7_NW), zwei benachbarte Geschäfte (Abb5_IP7_NW), Zusammensitzen (Abb6_IP7_NW)
IP8_NW	m	26	Student	Sbg.	Kirche (Abb1_IP8_NW), Gasthaus (Haas) (Abb2_IP8_NW)
IP9_W	w	26	Studentin	Wien	Kirche (Abb1_IP9_W), Wallensteinplatz (Abb2_IP9_W), Bäcker (Abb3_IP9_W), Fleischer (Abb4_IP9_W), Markt (Abb5_IP9_W, Abb6_IP9_W)
IP10_W	m	23	Student	Wien	Hof mit Garten und Werkstatt (Abb1_IP10_W), Kirche (Abb2_IP10_W), Markt + Herr mit Hut (Abb3_IP10_W), Markt (Abb4_IP10_W), Bäume (Abb5_IP10_W), Weite (Abb6_IP10_W), Gasthaus (Abb7_IP10_W)

⁶⁹ IP = InterviewpartnerIn, Nr = Laufnummer, NW = IP ist nicht aus Wien, W = IP ist aus Wien.

12.3. Fotografien



Bank (Abb1_IP1_NW)



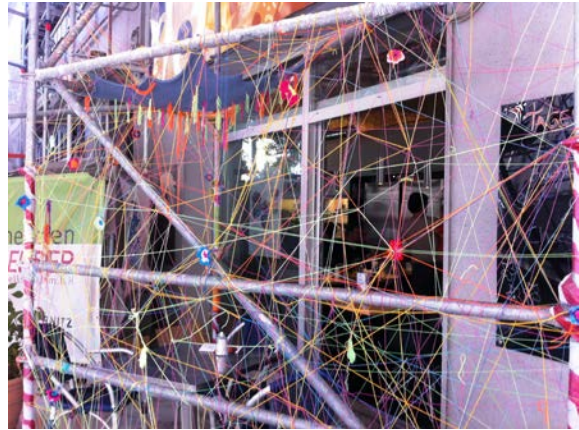
türkischer Supermarkt (Abb2_IP1_NW)



Urban-Loritz- Platz (Abb3_IP1_NW)



Kaffeehäferl (Abb4_IP1_NW)



Wolle (Abb1_IP2_NW)



Erntedankfest (Abb2_IP2_NW)



Erntedankfest (Abb3_IP2_NW)



Trachten (Abb4_IP2_NW)



gemusterte Leggings (Abb5_IP2_NW)



Traktor (Abb6_IP2_NW)



wildes Gras (Abb7_IP2_NW)



Lerchenfelder Bauernmarkt (Abb1_IP3_W)



Lerchenfelder Bauernmarkt (Abb2_IP3_W)



Straßenschild Josefstädterstraße (Abb3_IP3_W)



Bäckerei (Abb4_IP3_W),



Gasthaus (Abb5_IP3_W)



Blick ins Grüne (Abb1_IP4_W)

Kirche (Abb6_IP3_W)



Gasthaus (Arndtstüberl) (Abb2_IP4_W)



Grünstreifen zwischen zwei Fahrbahnen (Abb3_IP4_W)



weiter Ausblick (Abb4_IP4_W)



Vater und Sohn spielen im Grünen (Abb5_IP4_W)



Türkenschanzpark (Abb1_IP5_W), Quelle aus dem Internet. Abrufbar unter:
<https://www.facebook.com/photo.php?fbid=229468530412251&set=a.218260208199750.75883.100000473186796&type=3&theater> [Zugriff: 12.04.2012].



Lokal (Bettelalm) (Abb2 IP5 W)



Auto mit ländlichem Kennzeichen (Abb3_IP5_W)



Klettern am Baum (Abb4_IP5_W) Quelle aus dem Internet. Abrufbar unter: <http://www.citybound-wien.at/index.php/kontakt> [Zugriff: 12.04.2012]



Wetter (Abb1_IP6_NW)



Gemeinsames Essen (Abb2_IP6_NW)



Servitengasse (Abb3_IP6_NW)



Musical-Werbeplakat (Abb4_IP6_NW)



Schweizerhaus (Abb5_IP6_NW)



Brunnen (Abb1_IP7_NW)



Kirche (Abb2_IP7_NW)



Auto (Abb3_IP7_NW)



Bäcker (Abb4_IP7_NW)



zwei benachbarte Geschäfte (Abb5_IP7_NW)



Zusammensitzen (Abb6 IP7 NW)



Kirche (Abb1 IP8 NW)



Gasthaus (Haas) (Abb2_IP8_NW)



Kirche (Abb1_IP9_W)



Wallensteinplatz (Abb2_IP9_W)



Bäcker (Abb3 IP9 W)



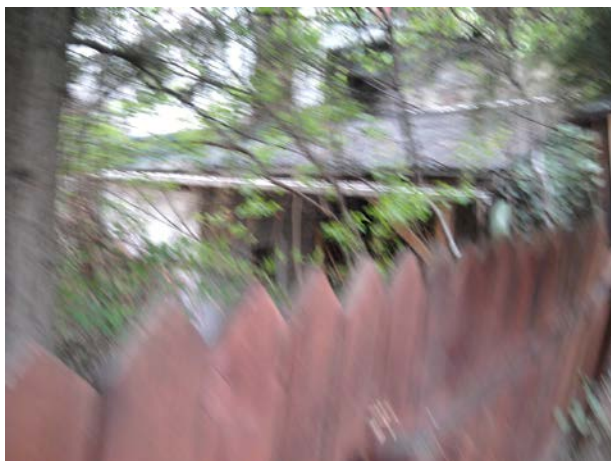
Fleischer (Abb4 IP9 W)



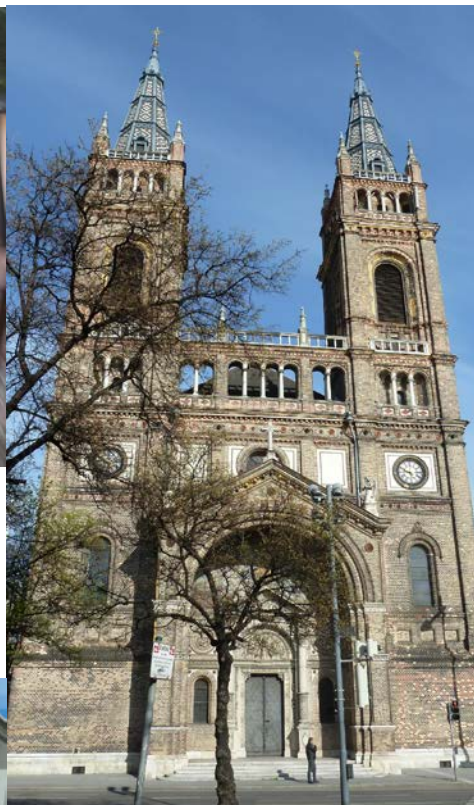
Markt (Abb5_IP9_W)



Markt (Abb6_IP9_W)



Hof mit Garten und Werkstatt (Abb1_IP10_W)



Kirche (Abb2_IP10_W)



Markt + Herr mit Hut (Abb3_IP10_W)



Markt (Abb4_IP10_W)



Bäume (Abb5 IP10 W)

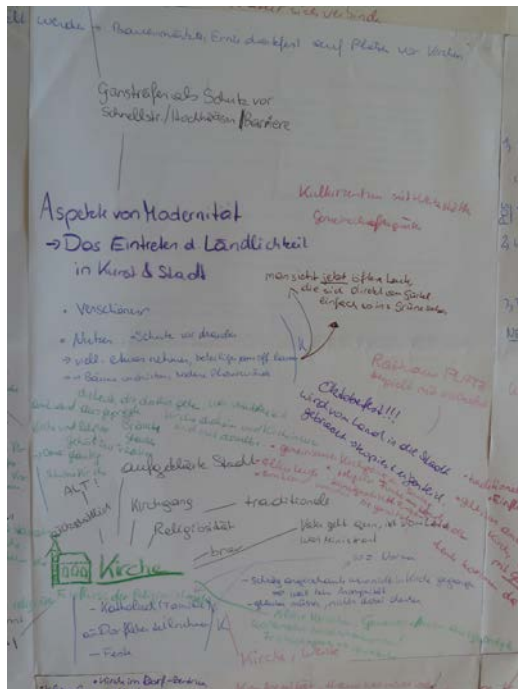


Weite (Abb6_IP10_W)



Gasthaus (Abb7_IP10_W)

Aus dem Arbeitsprozess:



12.4. Abstract

Nachdem „ländlich“ und „städtisch“ lange als zwei konträre Begriffe aufgefasst wurden, stellt die vorliegende Arbeit die Frage nach der Bedeutung des Ländlichen in einer Zeit zunehmender Urbanisierung. Ländlichkeit wird dabei, rezenten Debatten zu Ruralität folgend, als soziale Repräsentation aufgefasst, die über eine geografische Verortung hinausgeht und beispielsweise soziale, ökonomische oder kulturelle Aspekte sozialen Zusammenlebens beschreiben kann. Die leitenden Fragestellungen dieser Arbeit beschäftigen sich einerseits mit den Bedeutungsdimensionen des Begriffs Ländlichkeit und andererseits mit den Formen, die Ländlichkeit im urbanen Raum annehmen kann. Mithilfe einer eigenen, qualitativen Untersuchung werden die Bilder von Ländlichkeit junger Erwachsener ländlicher sowie städtischer Herkunftsprägung analysiert und verglichen. Die Methode, die dabei zur Anwendung kommt, ist die Fotobefragung.

Die empirischen Ergebnisse zeigen, dass Ländlichkeit eine Vielzahl von Bedeutungen annehmen kann. In der vorliegenden Arbeit werden dabei fünf Kategorien (räumlich, zeitlich, ökonomisch, sozial, kulturell) mit ihren jeweiligen Subkategorien unterschieden. Weiters wird deutlich, dass sich die beiden Konstrukte „ländlich“ und „städtisch“ nicht ausschließen, sondern beide ambivalente Bedeutungen aufweisen und sich z.T. überlagern. Eine auffällige Unterscheidung der Ländlichkeits-Bilder junger WienerInnen bzw. Nicht-WienerInnen kann nicht festgestellt werden, wohl aber eine differierende Bewertung der gefundenen Bilder. Junge Erwachsene ländlicher Herkunftsprägung bewerten ihre Bilder, im Gegensatz zu jungen WienerInnen, tendenziell stärker (positiv und negativ). Folgt man den empirischen Ergebnissen, so lässt sich zeigen, dass Ländlichkeit ein sehr weiter Begriff ist, der eine neue Perspektive auf urbane Phänomene bietet.

In sociology the concepts of rural and urban have long been considered as opposing categories. The present contribution examines the significance of the rural in times of ever-increasing urbanization. The analysis focuses on the rural as a category of social representation, going beyond geographical limits and including many aspects of socio-cultural interaction. Both the semantic scope of the term 'rurality' as well as the various guises in which the rural presents itself in urban areas are taken into consideration. For this purpose a set of qualitative interviews give an account of the associations that the idea of rurality in urban contexts holds for young people who grew up in urban cities/rural villages. The method used is the photo interview. The empirical analysis indicates multiple definitions of the rural which can be divided into five categories - spatial, temporal, economic, social, and cultural. In particular, the analysis highlights that the rural and urban may no longer be treated as opposing classifications, as both concepts are used in ambivalent ways and their meanings partly overlap. The results concerning the social representation of the rural provide two main insights. First, individuals who grew up in Vienna show no noticeable difference in their social representation of rurality – as displayed by the photographs they took as well as the interviews - to individuals with a rural background. Second, individuals who grew up in rural areas judge their photographs more strongly (be it positive or negative). These results suggest that the rural should be considered in broader terms and that it can offer new perspectives on the urban.

12.5. Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name	Magdalena Hubauer
Geburtsort/Geburtsdatum	Ried im Innkreis am 12. Februar 1987
Staatsbürgerschaft	Österreich
Position	Studentin
Alter	25
Eltern	Eva Hubauer (Lehrerin) Franz Luidold (Lehrer)

Ausbildung

1993 – 1997	Volksschule St.Georgen bei Obernberg (OÖ)
1997 – 2001	Hauptschule Obernberg am Inn (OÖ)
2001 – 2005	Bundesoberstufenrealgymnasium Ried im Innkreis (OÖ)
seit 2006	Studium der Soziologie (rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Zweig) an der Universität Wien 4 Semester Internationale Entwicklung an der Universität Wien

Fähigkeiten und Kenntnisse

Sprachen	sehr gute Sprachkenntnisse in Englisch und Französisch, Grundkenntnisse in Spanisch
Sonstige	gute MS Office Kenntnisse, gute SPSS – Kenntnisse,

Praxis

November 2010- Jänner 2011	Praktikum bei der GB*10 Gebietsbetreuung Stadterneuerung
-------------------------------	--

Sonstiges

Mitglied der Kulturinitiative Treffpunkt Georgia